A II 10
36

A. 11. 10

~~55~~ ~~57~~

Landesbibliothek
Coburg

Phädon.

Aus dem Griechischen

des

Plato

übersetzt

von

Johann Bernhard Köhler,
ausserordentlichem Professor der Philosophie
und der Geschichten zu Kiel.

Lübeck,
bey Christian Gottfried Donatius.
1769.

A II 10/36

Landesbibliothek
Coburg

Dem

Hochwürdigsten und Durchlauchtigsten

Fürsten und Herrn,

Herrn

Friedrich August,

erwähltem Bischofe zu Lübeck,

Erben zu Norwegen, Herzoge zu Schleswig,

Holstein, Stormarn und der Dithmarsen,

Grafen zu Oldenburg und

Delmenhorst ꝛc. ꝛc.

der

Großfürstl. Schleswig-Holsteinischen Lande

allerhöchstverordnetem Statthalter,

meinem gnädigsten Herrn.

Hochwürdigster,
Durchlauchtigster Bischof,
Gnädigster Herr!

Die hohe Huld und Gnade, die Ew. Hochfürstliche Durchlauchten mir während meines hiesigen Aufenthalts bezeigt haben, läßt mich hoffen, Höchstdieselben werden den Sokratischen Dialog über die Unsterblichkeit der Seele, den ich aus dem Grie=

Griechischen übersetzt Ew. Hochfürstlichen Durchlauchten unterthänigst zuzueignen wage, gnädigst anzunehmen geruhen.

Seines Inhalts wegen schien er mir dieser Ehre würdig, und er verspricht sich das Glück, von Ew. Hochfürstlichen Durchlauchten mit Vergnügen gelesen zu werden, wenn die Sprache der Urschrift nur einigermaßen erreicht ist.

Sind gleich die meisten Sokratischen Gründe für die Unsterblichkeit der Seele Scheingründe, und schwinden bey genauerer Prüfung; so muß man doch überall die feine Einkleidung, die hinreißende Bered-

samkeit

samkeit des Plato bewundern. Und wer wird nicht begierig seyn zu erfahren, was nach dem Plato ein Sokrates von der Bestimmung der menschlichen Seele gedacht, und seine Freunde in den letzten Stunden gelehrt hat?

Ew. Hochfürstliche Durchlauchten sind ein Freund ernsthafter Betrachtungen und ein Kenner wahrer Schönheiten. Welch ein Glück für mich, wenn **Höchstdieselben** meine geringe Arbeit einiger Aufmerksamkeit und Billigung würdigen sollten!

Unter den eifrigsten und ehrerbietigsten Wünschen für Ew. Hochfürstlichen Durchlauchten, Höchstdero Durchlauchtigsten Frau Gemahlin und des ganzen Hochfürstlichen Hauses hohes Wohlergehen beharre ich lebenslang mit der tiefsten Verehrung

Ew. Hochfürstl. Durchlauchten

Kiel, den 6ten März
1769.

unterthänigster Knecht

Johann Bernhard Köhler.

Phädon.

Personen des Gesprächs.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Simmias, Kriton.

Echekrates.

Warst du selbst, mein Phädon! denselben Tag beym Sokrates, als er im Kerker den Gifttrank, oder hat es dir nur jemand erzählt?

Phädon.

Ich war selbst da, Echekrates!

Echekrates.

Nun was sprach denn der Mann vor seinem Tode? und wie starb er? Ich möcht es gerne hören. Denn es kömmt itzt gar niemand von unsern Phliasiern nach Athen, und auch von daher ist schon lange niemand zu uns gekommen, der uns hiervon eine gewisse Nachricht hätte mitbringen können. Nur das: Sokrates hat Gift getrunken, und ist gestorben; sonst wußte man uns nichts zu sagen.

Phädon.

Auch nichts von seiner Verurtheilung?

Echekrates.

Ja! das hat man uns erzählt. Und wir wunderten uns noch, daß man den Sokrates, nachdem das Urtheil bereits über ihn gesprochen worden, noch so lange hat leben lassen. Wie kam denn dieses, Phädon?

Phädon.

Es war ein Zufall, Echekrates! Es traf sich nämlich, daß das Schiff, das die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor des Sokrates Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und was ist dieß für ein Schiff?

Phädon.

Dasselbe, wie die Athenienser sagen, in welchem einst Theseus die sieben Paar junge Leute nach Creta geführt, und sich selbst sammt ihnen allen beym Leben erhalten hat. Damals hatten sie, setzt man hinzu, dem Apollo gelobt, wenn diese jungen Leute würden leben bleiben, jährlich eine feyerliche Gesandschaft mit Opfern nach Delos zu schicken, und diese Gesandschaft, die sie Theorie nennen, schicken sie nun seit der Zeit dem Gotte noch jedes Jahr.

Wenn

Wenn nun diese Theorie ihren Anfang nimmt, und dieß ist, so bald der Priester des Apollo das Hintertheil des Schiffes mit Kränzen behangen hat; so muß die Stadt sogleich von allem Blutvergießen rein gehalten, und niemand darf öffentlich hingerichtet werden, bis das Schiff zu Delos angelangt und von da wieder zurückgekommen ist; und dieß währt oft lange, wenn widrige Winde das Schiff aufhalten.

Diese Bekränzung des Schiffes geschah, wie ich sagte, einen Tag vor der Verurtheilung des Sokrates, und eben darum verstrich eine so geraume Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode.

Echekrates.

Aber bey seinem Tode, Phädon! wie gieng es da? Was waren seine Reden? seine Handlungen? Wer von seinen Freunden war bey ihm? Oder liessen die Archonten niemanden zu ihm, und muste er so sterben, ohne daß ein Freund um ihn war?

Phädon.

Keinesweges! es waren von seinen Freunden nicht wenige zugegen.

Echekrates.

Bereite dich also nur, lieber Phädon! uns das alles aufs umständlichste zu erzählen, wenn anders keine Geschäfte dich abhalten.

Phädon.

O nein! ich habe itzt Musse, und will versuchen, euch alles zu berichten. Mir wenigstens ist nichts angenehmer, als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Echekrates.

Und du hast Zuhörer, Phädon! die eben so denken. Erzähle uns nur alles so genau und umständlich, als es dir möglich ist.

Phädon.

Mir war wahrlich den letzten Tag beym Sokrates wunderbar zu Muthe. Ich empfand keine solche Traurigkeit, als man beym Tode eines geliebten Freundes zu fühlen pflegt. Der Mann schien mir glücklich, Echekrates! seine Reden, sein ganzes Betragen sagten es mir; so muthig, so zufrieden verschied er, daß ich deutlich sah, er gehe in die Unterwelt nicht ohne eine über ihn waltende göttliche Vorsehung, und werde auch da glücklich seyn, wenn es anders irgend jemand seyn wird. Und darum hatte ich auch die bangen Empfindungen

gen nicht, die man bey einem so traurigen Fall zu haben pflegt, aber auch nicht die angenehmen, die wir in den philosophischen Lehrstunden unsers Sokrates zu fühlen pflegten; denn auch diese letzten Reden desselben waren von der Art. Ich empfand vielmehr etwas ganz seltsames, eine Mischung, dergleichen ich nie gefühlt hatte, von Freude und Traurigkeit, da mein Gemüth doch immer voll von dem Gedanken war: Bald wird uns Sokrates verlassen. Wir Anwesende befanden uns ungefähr alle in derselben Gemüthsfaßung, bald lächelten wir, bald weinten wir wieder. Einer unter uns, Apollodor, übertraf uns hierinn alle. Du wirst den Mann und sein Betragen kennen.

Echekrates.

Wie sollte ich den nicht kennen?

Phädon.

Dieser empfand alles aufs lebhafteste. Ich war auch selbst ausserordentlich gerührt, und alle Anwesende.

Echekrates.

Wer waren denn, Phädon! die Anwesenden?

Phädon.

Von unsern Stadtleuten: Apollodorus, Kri-

tobulus und sein Vater Kriton, Hermogenes, Epigenes, Aeschines, Antisthenes, Ktesippus der Päanier, Menexenus und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates.

Waren denn auch Fremde da?

Phädon.

Ja! aus Theben: Simmias, Cebes und Phädondes; aus Megara: Euclides und Terpsion.

Echekrates.

Wie denn? waren Aristippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon.

Nein! diese sollen sich damals zu Aegina aufgehalten haben.

Echekrates.

War denn sonst noch jemand da?

Phädon.

Ich meyne ungefähr alle genannt zu haben.

Echekrates.

Nun, mein lieber Phädon! was für Unterredungen fielen denn unter euch vor?

Phädon.

Phädon.

Ich will versuchen, ob ich dir alles vom Anfange bis zu Ende erzählen kann.

Wir waren gewohnt den Sokrates täglich im Gefängnisse zu besuchen. Zu dem Ende pflegten wir in der Gerichtsstube, worinn über ihn das Urtheil war gesprochen worden, zusammen zu kommen (denn diese ist nahe am Gefängnisse), und da unterhielten wir uns so lange mit Gesprächen, bis die Kerkerthür geöffnet ward, welches eben nicht früh zu geschehen pflegte. Sobald diese aufgieng, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten oft den ganzen Tag bey ihm zu. Den letzten Morgen aber fanden wir uns früher ein; denn Abends vorher, als wir aus dem Gefängnisse kamen, erfuhren wir, daß das Schiff von Delos angekommen sey, und nahmen sogleich Abrede, den andern Morgen uns so früh als möglich wieder einzustellen.

Als wir zusammen waren, kam der Thürhüter zu uns heraus, und bat uns zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er uns rufen würde. Denn, sprach er, eben itzt, nehmen die eilf Männer dem Sokrates die Fesseln ab, und kündigen ihm an, daß er heute sterben müsse. Nicht

lange hernach kam er wieder uns zu rufen. Als wir hinein traten, fanden wir den Sokrates eben losgebunden. Xantippe, du kennst sie, saß neben ihm, und hatte ihr Kind auf dem Schooße. Als sie uns sah, fieng sie, so wie die Weiber zu thun pflegen, ein lautes Geschrey an. Ach Sokrates! rief sie, heute sehen dich deine Freunde, und du sie zum letzten male! Sokrates wandte sich zum Kriton; Freund, sprach er, laß doch jemanden die Frau nach Hause bringen.

Kritons Bediente führten sie weg; sie gieng, und heulte, und zerschlug sich die Brust. Sokrates aber setzte sich aufs Bette, zog das Bein nach sich, und rieb es sich sanft mit der Hand. O meine Freunde! sprach er, indem er sich so rieb, welch ein seltsames Ding ist doch das, was wir Menschen Vergnügen nennen! wie wunderbar verhält es sich zu dem, was ihm entgegengesetzt zu seyn scheint, zum Schmerzen! Beyde wollen nie zusammen bey einem Menschen wohnen; und doch wenn jemand dem Einen nachjagt und es ergreift; so wird er fast immer gezwungen, auch das andre anzunehmen, als wenn beyde an einem Ende an einander geknüpfet wären. Hätte sich Aesopus hierauf besonnen, vielleicht hätte er hiervon folgende Fabel gedichtet. „Gott wollte diese streitenden Em-
„pfindungen mit einander vereinigen; als er dieß
„aber

„aber nicht konnte, knüpfte er die Enden von bey„den an einander, und darum folgt immer, wo „sich eine eingefunden hat, ihr zuletzt auch die „andre nach.“ Dieß empfinde ich itzt, meine liebsten Freunde! Auf den Schmerz, den meinem Beine die Fesseln verursacht hatten, scheint eine angenehme Empfindung zu folgen.

Beym Jupiter! nahm Cebes das Wort auf, du machst es gut, das du mich erinnerst, Sokrates! Du sollst hier ja im Gefängnisse Gedichte gemacht, Aesopische Fabeln in Verse gebracht, und eine Hymne an den Apollo aufgesetzt haben. Schon mehrere haben mich gefragt, und noch neulich fragte mich Evenus, was dich doch für ein Gedanke müßte auf den Entschluß gebracht haben, hier Gedichte zu machen, das du vorhin nie gethan? Wenn du willst, daß ich dem Evenus Bescheid geben soll, wenn er mich wieder fragt; (und gewiß wird er noch einmal fragen,) so sage mir, was ich ihm antworten soll.

Sage ihm also die Wahrheit, Cebes! erwiederte Sokrates. Ich habe nicht in der Absicht Gedichte verfertigt, um es ihm in der Dichtkunst gleich zu thun; denn ich weiß wohl, daß dieß nicht leicht ist; sondern um eines Traumes willen, den ich zu erfüllen und mein Gewissen zu befreyen such-

te, wenn er mir vielleicht so oft diese Art der Werke des Geistes zu treiben befohlen hätte. Die Sache verhält sich folgender Gestalt: Ich hatte in vergangenen Zeiten sehr oft einen Traum, der mir unter mehr als einer Gestalt erschien, immer aber denselben Befehl gab: Sokrates! treibe die Werke des Geistes! Bisher glaubte ich, der Traum muntre mich nur auf, die Weltweisheit mit mehreren Eifer zu treiben, so wie man den Weltläufern zuzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts Neues befehlen; denn die Weltweisheit ist ja das vortrefflichste Werk des Geistes, und mit dieser beschäftige ich mich. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich gesprochen worden, und die dem Apollo heilige Zeit meinen Tod eine Zeitlang aufgeschoben, kam mir der Gedanke ein, sollte auch wohl der Traum, der so oft kömmt, dir diese gemeinere Art der Werke des Geistes zu treiben befehlen; und so entschloß ich mich, demselben zu gehorchen, und Gedichte zu machen. Denn ich hielt es für sicherer, vor meinem Abschiede aus der Welt, um mein Gewissen zu befreyen, dem Befehl des Traums zu gehorchen. Ich machte den Anfang mit einem Gedichte auf den Gott, dem damals Opfer gebracht wurden. Nachdem ich diese Hymne gemacht hatte, fiel mir bey, daß, wer ein Poet seyn will, auch Erdichtungen und nicht

bloß

bloß philosophische Gedichte machen müsse. Weil ich selbst aber keine Gabe Fabeln zu dichten besitze; so brachte ich einige Aesopische Fabeln, die ich bey der Hand hatte, und die mir so schon bekannt waren, so wie sie mir zuerst vorkamen, in Verse. Dieß also, lieber Cebes! kannst du dem Evenus antworten. Dann entbiete ihm auch meinen Gruß, und sage ihm, wenn er weise ist, so solle er mir nachfolgen. Ich werde, allem Ansehen nach, heute noch abgehen; denn die Athenienser befehlen es.

Und dieß, sagte Simmias, verlangst du vom Evenus? Ich habe mit dem Manne vielen Umgang gehabt, und so viel ich ihn kenne, wird er dir wohl ungerne nachfolgen. Wie? versetzte Sokrates, ist Evenus kein Weltweiser? Mich dünkt, ja, sagte Simmias. Nun so wird er mir auch gerne nachfolgen, er, und jedermann, der diesen Namen verdient. Zwar wird er nicht selbst Hand an sich legen; denn dieß ist, wie man behauptet, unerlaubt. Indem er dieß sagte, ließ er beyde Füsse vom Bette auf die Erde herab, und setzte in der Stellung die Unterredung fort.

Wie verstehst du dieses, Sokrates? fragte Cebes. Sich selbst zu entleiben ist nicht erlaubt, und doch soll der Weltweise einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? sagte Sokrates, Cebes! du und Simmias, ihr habt ja den Philolaus gehört, hat er euch hiervon nichts gesagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich kann zwar auch von der Sache nichts, als was ich von andern gehört habe, reden; allein was ich gehört habe, will ich euch gerne mittheilen. Indem, dünkt mich, wer aus dieser Welt in eine andre reisen will, hat Ursache, um seine künftige Wohnung bekümmert zu seyn, und Untersuchungen anzustellen, wie sie möchte beschaffen seyn. Und was soll man denn auch den ganzen Tag bis zu Sonnen Untergang anders vornehmen?

Weswegen behauptet man denn, fragte Cebes, daß der Selbstmord unerlaubt sey? Ich habe zwar auch vom Philolaus, als er sich bey uns aufhielt, und von andern Weltweisen gehört, daß es verboten sey, etwas Ausführliches und Bestimmtes aber habe ich hierüber noch von niemanden gehört.

Wohlan! so gieb Acht, vielleicht dürftest du itzt etwas hören. Es wird dir wunderbar vorkommen, daß dieß allein keine Ausnahme leidet, und es sich nie trifft, wie es doch bey andern Dingen

zu geschehen pflegt, daß es für einige besser wäre, gestorben zu seyn, für andre zu leben. (*) Giebt es aber Leute, für welche es besser wäre, gestorben zu seyn; so wird es dich befremden, daß diesen verboten ist, sich selbst eine Wohlthat zu erweisen, und daß sie diese erst von einem andern erwarten sollen. Ἴττω Ζεὺς, (das mag Jupiter wissen!) sagte Cebes in seiner Mundart lächelnd.

Freylich, erwiederte Sokrates, dem ersten Anschein nach kömmt es uns ungereimt vor; und gleichwohl dürfte es Grund haben. Was man in den Geheimnissen zu lehren pflegt, daß wir Menschen hienieden wie auf einer Wache stünden, wo niemand seinen Posten verlassen und davon gehen dürfte, scheinet mir ein Satz von Wichtigkeit, der aber nicht leicht zu begreifen ist. Doch dem sey, wie ihm wolle, so ist es doch wohl eine Wahrheit, mein Cebes! die sich behaupten

(*) Die Lesart ist hier unstreitig falsch. Meine Muthmaßung ist: Ἴσως μέντοι θαυμαστόν σοι φανεῖται, ἐι — ὀυδέποτε τυγχάνει τῷ ἀνθρώπῳ, ὥσπερ καὶ τ' ἄλλα, καὶ ὀυκ ἔστιν ὅτε οἷς μὲν βέλτιον τεθνάναι, οἷς δὲ ζῆν.

haupten läßt, daß wir unter der Aufsicht der Götter stehen, und ein Eigenthum derselben sind? Oder dünkt es dich nicht so?

O ja! erwiederte Cebes.

Nicht wahr? versetzte jener, wenn also einer von deinen Leibeignen wider deinen Willen sich entleibte; so würdest du auf ihn zürnen, und ihn strafen, wenn es in deiner Macht stünde?

Allerdings!

Wir behaupten also auch wohl nichts Unvernünftiges, wenn wir sagen, daß es unerlaubt sey, sich zu tödten, wenn nicht eine göttliche Schickung, so wie mir anitzt, es uns zu thun gebeut.

Du hast Recht, erwiederte Cebes. Allein was du vorhin sagtest, ein Weltweiser müsse gerne sterben wollen, das dünkt mich, findet nicht statt, wenn das Grund hat, was wir eben itzt behaupten, daß wir unter der Aufsicht und Vorsorge der Gottheit stehen, und ihr Eigenthum sind. Soll denn ein weiser Mann sich nicht betrüben, wenn er diesen Dienst der Götter, die die besten Versorger aller Geschöpfe sind, verlassen muß?

muß? Er wird sich doch nicht einbilden, er werde selbst, wenn er sein eigener Herr geworden, besser für sich sorgen können. Ein Thor wird sich vielleicht in Freyheit setzen, und seinem Herrn entfliehen wollen. Er wird nicht bedenken, daß man nie etwas Gutes verlassen müsse, sondern vielmehr immer dabey zu bleiben suchen. So wird ein Thor handeln, der Weise aber wird immer bey dem Herrn seyn wollen, der besser ist, als er selbst. Ich möchte also gerade das Gegentheil von dem, was du gesagt hast, für wahr halten. Weise, denke ich, müssen sich betrüben, wenn sie sterben sollen, Thoren aber freuen.

Sokrates hörte dem Cebes aufmerksam zu, und schien sich an seiner Art zu schliessen zu ergötzen. Drauf sah er uns an: Cebes, sprach er, hat doch immer etwas zu grübeln. Er läßt sich nicht leicht etwas einreden. Allein dießmal, mein lieber Sokrates! versetzte Simmias, scheint mir doch auch selbst Cebes etwas, das Grund hat, zu behaupten. Denn wodurch sollte denn ein weiser Mann bewogen werden, seinen Oberherrn, der besser ist, als er selbst, gerne zu verlassen? Und wo mir recht ist, Sokrates! so zielt Cebes eben auf dich, der du uns alle und die Götter, deine gütigsten Oberherrn, wofür du sie selbst erkennst, so willig verlässest.

Ihr

Ihr habt Gründe vor euch, erwiederte Sokrates. Ihr wollt, glaube ich, daß ich mich förmlich, wie in einem Gerichte, vertheidigen soll.

Allerdings! sagte Simmias.

Wohlan denn! versetzte Sokrates, ich will einen Versuch machen, ob ich gegen euch mich besser als vor meinen Richtern vertheidigen kann.

Höre nur, Simmias! und du, Cebes! Hätte ich nicht die Hoffnung, wieder zu weisen und guten Gottheiten zu gelangen, und Seelen der Verstorbenen anzutreffen, die dort weit reiner und heiliger sind, als hienieden; so würde ich freylich unrecht handeln, wenn es mich nicht betrübte, daß ich sterben soll. Allein ihr wißt wohl, daß ich da, wo ich hinkomme, gutgesinnte und rechtschaffne Menschen anzutreffen hoffe, wiewohl ich hierauf nicht so stark bestehen will; allein, daß ich dort Götter, vollkommen gute und gerechte Herren, antreffen werde, dieß behaupte ich, wie ihr wißt, so gewiß, so zuversichtlich, als ich jemals einen philosophischen Lehrsatz behauptet habe. Darum macht es mich auch nicht traurig, daß ich sterben soll; denn ich habe die gewisse Hoffnung, daß mit dem Tode nicht alles für uns aus ist, und daß, auch nach einem alten Lehrsatz der Weltweisen, das Leben nach

dem Tode für Gute weit glückseliger seyn wird, als für Böse.

Wie da? sagte Simmias, lieber Sokrates! willst du denn diesen Gedanken als dein Eigenthum mitnehmen? oder ihn auch uns mittheilen? Mich dünkt auch dieß Gut müssen wir mit dir gemein haben, und wir nehmen auch denn nur deine Schutzrede an, wenn du uns von deiner Meinung überzeugest.

Versuchen will ichs, versetzte Sokrates. Doch erst müssen wir den Kriton hören, der, wie mich dünkt, schon lange etwas sagen will.

Nichts anders, liebster Sorates! erwiederte Kriton, als was der Mann hier, der dir den Gifttrunk bringen soll, mir schon so oft sagt: ich soll dich bitten, nicht so viel zu reden. Man erhitzt sich so sehr, spricht er, und dann wirkt der Gift so gut nicht. Er hätte oft schon für Leute, die sich des vielen Redens nicht enthalten wollen den zweyten, ja gar den dritten Gifttrunk bereiten müssen.

Laß ihn hingehen, sprach Sokrates, und sein Amt versehen. Wirkt ein Gifttrunk nicht, so mag er mir den zweiten geben, oder auch den dritten, wenns nöthig ist.

Das hatte ich mir vermuthet, sprach Kriton; allein der Mann, liebster Sokrates! macht mir schon so lange zu schaffen.

O laß ihn! versetzte Sokrates. Ich muß anitzt meinen Richtern Rechenschaft geben, warum ich glaube, daß ein Mann, der sich Zeitlebens mit der Weltweisheit beschäftigt hat, beym Sterben gutes Muths seyn, und die gewisse Hoffnung haben müsse, er werde nach dem Tode die gröste Seligkeit erlangen. Mit welchem Grunde ich dieß behaupte, Simmias und Cebes! will ich itzt suchen euch deutlich zu machen.

Wo ich nicht irre, so dürften wohl diejenigen, die sich eistlich mit der Liebe zur Weisheit beschäftigen, im Verborgenen nichts anders suchen, als mit dem Tode vertrauter zu werden, und sterben zu lernen. Ist aber dieß wahr; so würde es ja ungereimt seyn, seine ganze Lebenszeit sich zum Sterben zu bereiten, und dann sich zu betrüben, wenn man das endlich erreicht, wornach man so lange gestrebt, und wozu man sich so lange vorbereitet hat.

Simmias lachte: Beym Jupiter! sprach er, ich muß lachen, Sokrates! so wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Ich glaube, wenn das Volk, was du uns sagst, hören sollte, es würde behaupten, dieß

werde mit allem Recht von den Philosophen gesagt, und von unsern Leuten (*) würden auch manche ihrer Meynung seyn, die Philosophen, würden sie sagen, thun recht, daß sie sich mit dem Tode bekannt machen; und wir wissen wohl, daß sie ihn verdienen.

Und sie würden eben nichts Unrechtes sagen, Simmias! als nur das, daß sie es einsehen. Denn sie wissen nicht, wie wahre Philosophen sterben lernen, und in wie weit sie verdienen zu sterben. Doch was gehen uns diese Leute an? Itzt wollen wir mit einander reden. Sagt mir also nur, müssen wir den Tod nicht für etwas Wirkliches halten?

Allerdings! sagte Simmias.

Was meynst du aber, ist er etwas anders, als eine Trennung des Leibes und der Seele? Heißt das nicht gestorben seyn, wenn der Leib von der Seele, und die Seele vom Leibe getrennt, und jedes für sich ist? Oder hältst du den Tod für etwas anders?

Nein! eben dafür.

Ueberlege nun, mein Lieber! ob er dir so vorkömmt, wie mir; denn aus diesen Grundsätzen

(*) den Thebanern.

glaube ich, werden wir der Sache näher kommen. Was meynst du? Steht es einem Freunde der Weisheit an, den sogenannten Wollüsten nachzuhängen, um köstliche Speisen und Getränke bekümmert zu seyn?

Keinesweges Sokrates! antwortete Simmias.

Oder wird er am sinnlichen Vergnügen der Liebe Gefallen finden?

Nichts weniger.

Oder in Ansehung des Uebrigen, was auf den Körper verwandt wird? Wird er viele Kleider, Beinschmuck und andere dergleichen Dinge, die zum Schmuck des Leibes gehören, verlangen? Wird er sie hoch schätzen, oder vielmehr geringe achten, und sich ihrer nur, in so weit es die gröste Noth erfordert, bedienen?

Alles dieses, erwiederte Simmias, wird, meiner Meynung nach, der wahre Weltweise nicht achten.

Dünkt dich also nicht überhaupt, fuhr Sokrates fort, der Weltweise beschäftigt sich nicht mit dem Körper, vielmehr entfernet er sich von ihm, so weit er kann, um seine ganze Achtsamkeit auf die Seele wenden zu können?

O ja, Sokrates!

Hierinn unterscheidet sich also der Weltweise offenbar von andern Menschen, indem er die Seele, so viel er kann, von der Gemeinschaft des Leibes los macht?

So scheint es.

Denn der größte Haufe der Menschen, Simmias! glaubt, daß der nicht zu leben verdiene, der an diesem allen kein Vergnügen findet. Wer aller fleischlichen Wollüste sich enthält, der ist, ihrer Meynung nach, schon auf dem Wege zum Tode.

Du redst vollkommen wahr, Sokrates! erwiederte jener.

Ich gehe weiter. Hindert der Körper uns auch an Erlangung richtiger Einsichten, oder thut er es nicht, wenn wir ihn beym Nachdenken zum Gehülfen unsrer Seele nehmen? Sind z. B. die Eindrücke des Gesichts und des Gehörs bey den Menschen Wahrheiten, oder ist vielmehr das wahr, was die Poeten uns immer einschärfen, daß wir nichts deutlich weder hören noch sehen? Sind aber diese sinnlichen Empfindungen weder deutlich, noch zuverläßig; so sind es die übrigen noch viel weni-

ger. Denn diese sind alle schwächer, als jene. Oder sind sie es nicht? Simmias!

Allerdings!

Wie wird die Seele also zur Wahrheit gelangen können? Läßt sie zugleich mit dem Körper sich in eine Untersuchung ein; so wird sie von demselben betrogen.

Richtig!

Wenn sie aber irgend einige Einsicht erlangt, geschiehet es nicht durch Nachdenken?

Allerdings!

Nachdenken aber kann sie am besten, wenn weder Gesicht noch Gehör, weder Schmerz noch Vergnügen sie beunruhigen, wenn sie ganz für sich allein, vom Körper entfernt, von demselben, so viel möglich, getrennt und unabhängig, nach Wahrheit strebt.

Freylich!

Also auch in diesem Stücke achtet die Seele des Weltweisen den Leib nicht; vielmehr meidet sie ihn, und suchet nur allein zu seyn.

O ja!

O ja! allerdings!

Wie aber? Simmias! können wir behaupten, daß das Recht selbst etwas Wirkliches ist? Oder ist es nichts Wirkliches?

Beym Jupiter! Ja!

Auch das Gute und die Tugend?

Allerdings!

Aber hast du je etwas von diesen Dingen mit Augen gesehen?

O nein! erwiederte jener.

Auch nicht mit keinem äussern Sinne des Leibes berührt? Ich rede hier überhaupt von dergleichen Dingen, z. B. von Größe, Gesundheit, Stärke, u. s. w. Kann der Körper uns wohl von dem Wesen dieser Dinge, die doch wirklich sind, richtige Begriffe geben? Oder wird vielmehr nicht von uns derjenige, der am geschäftigsten ist, jedes aufs genaueste zu erforschen, der Erkänntniß desselben sich am meisten nähern?

Ja wohl! versetzte Simmias.

Nun, so wird doch derjenige hierinn am klügsten handeln, der sich mit seiner Betrachtung einem

jeden Dinge, so viel möglich ist, nähert, der weder das Gesicht noch irgend einen andern Sinn zu Hülfe nimmt, der mit seinem reinen Verstande allein das lautere Wesen der Dinge zu erjagen sucht, der Augen und Ohren verschließt, und daß ichs kurz sage, seinen ganzen Leib, so viel ihm möglich ist, verläßt, weil dieser die Seele, wenn sie mit ihm verbunden ist, immer beunruhigt, und sie nicht zum Besitz der Wahrheit und richtiger Erkänntniß gelangen läst? Nicht wahr? Simmias! wenn irgend jemand, so wird dieser das Wesen eines Dinges erforschen können.

Du redest unvergleichlich wahr, mein Sokrates! versetzte Simmias.

Wahre Weltweisen also, fuhr Sokrates fort, können nicht anders, als so gesinnt seyn, und oft einer zum andern sprechen: Siehe! hier ist gleichsam die gebahnte Straße, worauf uns die Vernunft gerade zur Wahrheit zu führen scheint. So lange wir aber den Körper um uns haben, so lange unsre Seele mit diesem Uebel behaftet ist; können wir nie ganz das, wornach wir streben, erlangen, die Wahrheit nämlich, die wir immer suchen. Selbst der nothwendige Unterhalt des Leibes macht uns schon tausenderley Beschäftigungen. Bald fechten ihn auch Krankheiten an,

die uns im Nachdenken stören. Ferner Liebe, Begierde, Furcht, Träume und Thorheiten erfüllen uns unaufhörlich. So wahr also ist es, was wir behaupten, daß wir durch den Körper nie zur richtigen Erkänntniß gelangen werden. Wer erregt anders Krieg, Aufruhr und Streit, als der Körper und die Begierden desselben? Die Habsucht ist die Mutter aller Kriege, und nur der Körper zwingt uns nach eigenthümlichen Gütern zu streben. Auch dieß müssen wir ihm zu gefallen thun, und bey alle dem behalten wir selten Musse übrig, die wir der Weltweisheit widmen können. Und was das Schlimmste von Allem ist, wenn der Leib uns auch noch einige Ruhe läßt, und wir schon im Nachdenken begriffen sind; so hat die Seele doch immer diesen unruhigen Gefährten zur Seite, der oft plötzlich ein Geräusch erregt, und sie so sehr in Verwirrung setzt, daß wir nicht mehr im Stande sind, die Wahrheit in einem reinen Lichte zu übersehen. Aber gewiß, das bleibt doch immer wahr, wenn wir richtige Einsichten erlangen wollen; so müssen wir uns vom Körper entfernen, und die Dinge allein mit unsrer Seele betrachten. Und nach unserm Tode erst, denke ich, werden wir das erlangen, wornach wir streben, dann werden wir erst die wahren Liebhaber der Weisheit seyn, die wir hier seyn wollen; so lange wir leben, sind wir es nicht. Denn wenn das wahr ist, daß wir keine Wahrheit

deutlich erkennen, so lange wir im Leibe wohnen; so müssen wir eines von beyden annehmen: entweder werden wir niemals richtige Einsichten erlangen, oder auch nach unserm Tode; denn alsdenn ist die Seele erst allein und ausser dem Körper. So lange wir aber leben, werden wir meiner Meynung nach der Erkänntniß uns am meisten nähern, wenn wir, so wenig als möglich, mit dem Körper Gemeinschaft haben, und nicht anders, als wenn es die gröste Nothwendigkeit erfordert; wenn wir uns von der Seuche des Körpers nicht anstecken lassen, und uns rein erhalten, bis es Gott gefallen wird, uns von diesem Uebel zu befreyen. Alsdenn werden wir gereinigt und von den Thorheiten des Leibes befreyt, durch uns selbst die lautere Wahrheit erkennen; denn dem Unreinen ist es nicht erlaubt, das Reine anzurühren. Diese Sprache, mein lieber Simmias! müssen wahre Weisheitliebende gegen einander führen, und so müssen sie gesinnet seyn. Oder dünkt es dich anders?

Nein, nicht anders (*), Sokrates!

Wenn

(*) Statt πάντως γε μᾶλλον muß ohne Zweifel παντός γε μᾶλλον gelesen werden.

Wenn nun dem also ist, mein Lieber! erwiederte Sokrates, so hat derjenige, der dahin zu gelangen denkt, wohin ich izt gehe, die größte Hoffnung, wenn anders irgendwo, dort das vollkommen zu erlangen, wornach wir in diesem Leben so sehr gerungen haben. Die Reise, die ich heute thun soll, kann also ein jeder andrer mit guter Hoffnung antreten, der nur glaubt, daß seine Seele vorbereitet und gleichsam gereiniget ist.

Allerdings!

Diese Reinigung aber besteht nach dem bekannten Lehrsatz in nichts anders, als daß wir die Seele vom Körper, so viel uns immer möglich ist, trennen, und sie gewöhnen, sich ganz in sich zu sammlen, so viel möglich, allein zu wohnen, und, so wohl in diesem als in dem zukünftigen Leben, von den Banden des Körpers frey zu seyn.

Allerdings!

Nennet man aber nicht diese Auflösung und die Trennung der Seele vom Leibe den Tod?

Freylich!

Die wahren Liebhaber der Weisheit aber, sind ja, wie wir behaupten, immer bemüht, ihre Seele

le vom Körper zu trennen. Dieß ist das Hauptgeschäfte der Weltweisen, ihre Seele von den Fesseln des Leibes zu befreyen. Nicht?

Es scheint so.

Wäre es also nicht, wie ich gleich anfangs sagte, lächerlich, wenn ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch alle Mühe angewandt hätte, dem Tode immer näher zu kommen, itzt da der Tod kömmt, sich betrüben wollte? Wäre dieß nicht lächerlich?

Freylich!

Also, mein Simmias! sagte Sokrates, wahre Weltweisen wünschen zu sterben, und ihnen ist der Tod am wenigsten schrecklich. Denn siehe nur selbst einmal, da sie immer mit dem Körper zu kämpfen haben, und immer bemühet sind, die Seele allein zu gebrauchen; wäre es nicht die größte Thorheit, dann eben, wann dieß geschieht, zu erschrecken und sich zu betrüben? Müssen sie nicht vielmehr gerne und mit Freuden dahin reisen, wo sie Hoffnung haben, ihre Geliebte, ich meyne die Weisheit, zu umarmen, und des Gefährten los zu werden, der ihnen so viel Kummer verursacht hat? Wie viele haben nicht gewünscht, wenn der Tod ihnen ihre Lustknaben, ihre Weiber oder ihre

Kinder geraubt hatte, in die Unterwelt hinab zu steigen in der Hoffnung, dort ihre Geliebten wieder zu finden? Und der wahre Liebhaber der Weisheit, der die gewisse Hoffnung hat, nirgends zum völligen Besitz und Genuß der Weisheit zu gelangen, als in der Unterwelt, dieser sollte ungerne sterben? und nicht vielmehr mit Freuden diese Reise antreten? Denn wir müssen doch annehmen, liebster Freund! wenn jemand ein wahrer Weltweiser ist, daß er auch überzeugt sey, er werde nirgends als dort völlig zum Besitz der Weisheit gelangen. Wenn aber dem also ist, wäre es nicht die größte Ungereimtheit, wenn ein solcher Mann den Tod fürchten wollte?

Beym Jupiter! ja! das wäre eine wahre Ungereimtheit.

Ist es dir also nicht ein gewisses Kennzeichen, sagte Sokrates, wenn du jemanden ungerne sterben siehst, daß der kein Weltweiser ist, daß er nicht die Weisheit, sondern den Leib, und entweder Vermögen oder Ehre, oder beydes zusammen liebt?

Ja gewiß!

Geziemet aber nicht die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, vorzüglich den Weltweisen, die so gesinnet sind?

Allerdings!

Und die gesetzte Vernunft, die auch nach dem Begriff des gemeinen Haufens in der Klugheit besteht, sich von Begierden nicht hinreissen zu lassen, sondern vielmehr sie zu verachten und zu zähmen, wird sie nicht blos bey denen zu suchen seyn, die ihren Leib nicht achten, und sich immer mit der Weltweisheit beschäftigen?

Nothwendig, sagte er.

Wenn du nun, versetzte Sokrates, bey andern die Mannhaftigkeit und diese gesetzte Vernunft näher betrachten wirst; so wird sie dir ungereimt vorkommen.

Wie so? Sokrates!

Du weißt doch, daß alle andere Menschen den Tod für eines der größten Uebel halten?

Ja wohl, sagte er.

Wenn also diese tapfern Leute unerschrocken sterben; so thun sie es blos aus Furcht noch grösserer Uebel.

Nicht

Nichts anders.

Es sind also alle, ausser den Weltweisen, aus Furcht tapfer. Ist es aber nicht ungereimt, aus Furcht tapfer zu seyn?

Allerdings!

Und wenn wir weiter gehen wollen, geht es den feinen artigen Herren unter ihnen nicht fast eben so? Aus Unmässigkeit sind sie enthaltsam. Man möchte fast sagen, es sey unmöglich, und dennoch trift es bey der Krankheit dieser Leute, ich meyne diese unvernünftige Enthaltsamkeit, völlig ein. Aus Furcht gewisser Wollüste, nach welchen sie gieriger sind, beraubt zu werden, enthalten sie sich einiger, und lassen sich dagegen von andern beherrschen. Sie werden dir sagen, es sey Unmässigkeit, sich von Wollüsten beherrschen zu lassen, und sie selbst sind doch nur Herren über einige, und Sclaven andrer. Heißt denn dieß nicht gewisser massen, ihre Unmässigkeit macht sie enthaltsam?

Wirklich.

Nein, mein theurer Simmias! dieß ist nicht der gerade Weg zur Tugend, wenn man Wollust gegen Wollust, Schmerz gegen Schmerz, und

Furcht gegen Furcht vertauscht, wie Münze, da man für ein grosses Stück viele kleine einwechselt. Vielmehr (*) die einzige gute Münze für uns, wogegen wir alle andre vertauschen müssen, ist die Weisheit. Mit dieser muß man versehen seyn, wenn man mit Vortheil handeln will. Tapferkeit, Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit, und überhaupt alle wahre Tugend, sind immer bey der Weisheit, es mögen Vergnügen, Furcht und andere dergleichen Empfindungen bey uns seyn, oder uns verlassen haben. Wenn wir aber ohne Weisheit eines gegen das andre vertauschen; so wird unsre Tugend ein Schattenbild seyn, eine sclavische Tugend, die nichts Gesundes nichts Wahres an sich hat. Die wahre Tugend ist eine vollkommene Reinigung; und sollten wir nicht die Enthaltsamkeit, die Gerechtigkeit, die Mannhaftigkeit, und selbst die Weisheit eine Reinigung nennen können? Diejenigen, die uns die Teleten (Reinigungsfeste) gestiftet haben, sind allem Ansehen nach sehr weise Männer gewesen; denn sie haben uns hiedurch zu verstehen geben wollen, daß, wer ungeweyht und ungeheiligt die Oberwelt verläßt, in den Koth gewälzt werde, der Gerei-

(*) ἀλλ' ᾖ lese ich mit dem Stobäus Ecl. VI, p. 78.

Gereinigte und Geheiligte aber nach dem Tode unter den Göttern wohnen werde. Es giebt aber, wie man zu sagen pflegt (*), auch bey den Teleten viele Thyrsusträger, und wenig Bacchi. Und diese wenigen sind meines Erachtens diejenigen, die über diese geheimen Lehren recht nachgedacht haben; Ich habe zwar auch mein ganzes Leben hindurch keine Mühe gespart, und unabläßig gestrebt, einer von diesen zu seyn; ob ichs recht angefangen, und in wie weit mir mein Vorhaben gelungen, werde ich da, wo ich hinkomme, am besten erfahren, und so Gott will, in kurzer Zeit.

Dieß ist also meine Vertheidigung, Simmias und Cebes! warum ich euch und die Oberherren, die ich hier habe, so willig und ohne Betrübniß verlasse, denn ich glaube, dort nicht minder, als hier, gute Oberherren und Freunde anzutreffen, wiewohl dieß beym gemeinen Haufen keinen Glauben finden wird. Wenn aber meine Schutzrede euch nur mehr Genüge gethan hat, als jene den Atheniensischen Richtern; so bin ich zufrieden.

Als

(*) Εἰσὶ γὰρ δὴ, φασὶν, οἱ περὶ τὰς τελετὰς ναρθηκοφόροι κ. τ. λ.

Als Sokrates ausgeredet, ergriff Cebes das Wort: Es ist wahr, Sokrates! du hast uns viel Vortreffliches gesagt; allein was du von der Seele behauptest, wird bey den meisten schwerlich Glauben finden; denn insgemein glaubt man, die Seele sey nirgend mehr anzutreffen, sobald sie den Körper verlassen, und werde an eben dem Tage, da der Mensch stirbt, aufgelöset und zernichtet. Sie zerflattere gleichsam, wie ein Hauch oder ein feiner Dampf, in der Luft, und höre völlig auf zu seyn. Könnte aber die Seele irgendwo allein, in sich gesammelt, und befreyt von den Uebeln, wovon du itzt ein Bild machtest, bestehen; so hätten wir die beste und süsseste Hoffnung, es werde das wahr werden, was du behauptest. Allein daß die Seele des Sterbenden fortdauren, daß sie ihre Kräfte, ihr Vermögen zu denken behalten soll, dieses, mein lieber Sokrates! erfordert gewiß noch viel Zureden, ehe wirs glauben können.

Du hast Recht, Cebes! erwiederte Sokrates. Aber was ist zu thun? Wollen wir denn noch weiter überlegen, ob wir einen Beweis dazu finden können, oder nicht?

Ich bin sehr begierig, antwortete Cebes, hierüber deine Gedanken zu hören.

Nun

Nun so wird doch derjenige, der unsre Unterredung hört, und wenns auch ein Komödienschreiber wäre, mir nicht vorwerfen können, ich treibe unnütze Dinge, und rede von Sachen, die sich nicht geziemen. Wenn du also Lust hast, und wir uns in diese Unterredung einlassen sollen; so müssen wir fragen, ob in der Unterwelt Seelen der Verstorbenen anzutreffen sind, oder nicht? Es ist ein alter uns nicht unbekannter Lehrsatz, daß unsre Seelen dorthin gelangen, und wieder zurück kommen, und aus den Gestorbenen entstehen. Wenn aber aus den Gestorbenen Lebende entstehen; wo sollten denn sonst unsre Seelen seyn, als dort; denn sie würden nicht wieder auftreten können, wenn sie nicht mehr vorhanden wären. Und es ist unleugbar, das die Lebenden immer aus den Todten entstehen; so haben wir schon Beweis genug zu dem, was ich gesagt habe. Doch wenn dem nicht so ist; so müssen wir einen andern Beweis suchen.

Freylich! erwiederte Cebes.

Nicht bloß bey den Menschen, betrachte nur dieß einmal Cebes! sagte Sokrates, sondern auch bey Thieren und Pflanzen, und überhaupt bey allen Dingen, die eine Entstehung haben, sehen wir nicht, daß immer entgegengesetzte Bestimmungen aus entgegengesetzten entstehen? So sind z. B.

schön und häßlich, gerecht und ungerecht, einander entgegengesetzt, und tausend dergleichen Dinge. Wir wollen also sehen, ob nothwendig immer das Entgegengesetzte aus dem Entgegengesetzten entstehen müsse. Z. B. wenn etwas grösser wird; so muß es wohl vorhin kleiner gewesen, und nachmals grösser geworden seyn?

Gewiß!

Und wenn etwas kleiner wird, so muß es grösser gewesen seyn?

Ja!

So auch entsteht aus dem Stärkern das Schwächere, aus dem Langsamern das Geschwindere?

Allerdings!

Und aus dem Bessern das Schlechtere, aus dem Ungerechtern das Gerechtere?

Wie denn anders?

Wir sehen also, daß immer gegenseitige Bestimmungen aus gegenseitigen entstehen.

Freylich!

Ist nicht aber auch noch etwas zwischen den beyden gegenseitigen Bestimmungen in der Mitte? Nicht zween Uebergänge von dem einen zum andern, und von diesem wieder zu jenem? Z. B. zwischen dem Grössern und dem Kleinern stehen in der Mitte der Anwachs und die Abnahme, und so nennen wir auch jenes wachsen, dieses abnehmen.

Allerdings!

Eben so verhält es sich mit dem Abgesondert und unter einander Gemengt werden, dem Kalt und Warm werden und allen übrigen. Und wenn uns auch bisweilen die Namen fehlen; so ist es doch gewiß, daß die Dinge selbst aus einander entstehen, und das ein Uebergang von dem einen zum andern seyn müsse.

Allerdings!

Und nun! ist nicht auch dem Leben etwas entgegengesetzet?

Allerdings!

Und was denn?

Das Todt seyn, antwortete Cebes.

Entstehen aber auch nicht diese beyden gegenseitigen Bestimmungen aus einander? Und finden auch hier nicht zween Uebergänge statt?

Wie denn anders?

Von dem einen Paar entgegengesetzte Zustände, wovon ich eben redte, will ich dir die Folge und auch die Uebergänge sagen; du sollst es mir von dem andern thun. Ich meyne das Wachen und das Schlafen. Aus dem Schlafen nämlich entstehet das Wachen, und aus dem Wachen das Schlafen. Zu diesem ist der Uebergang das Einschlummern, zu jenem das Aufwachen. Sind wir hierüber einig?

O ja!

Sage du mir nun also auch, wie es sich mit dem Leben und mit dem Tode verhält. Ist dem Leben nicht das Todtseyn entgegengesetzt?

Allerdings!

Und entsteht nicht eines aus dem andern?

Freylich!

Was entstehet also aus dem Lebenden?

Das Todte.

Und was denn aus dem Todten?

Noth-

Nothwendig, (*) man muß es zustehen, das Lebende.

Also, mein lieber Cebes! das Lebende und die Lebenden entstehen aus den Todten?

Mich dünkt, ja!

Und so sind auch unsre Seelen noch in der Unterwelt?

Es scheint so.

(*) Nicht eben nothwendig! denn gewiß wechseln, doch nicht immer, und alle nur mögliche gegenseitige Bestimmungen mit einander ab. Sonst würde man z. B. behaupten können, daß alle kluge Leute einmal unklug, alle Wahnwitzige vernünftig, alle Blinde sehend, und alle Sehende blind werden müßten. Auch nur so lange kann etwas mit seinem Widerspiel abwechseln, als es wirklich ist und fortdauret. Sobald es vernichtet ist, hört auch alle Veränderung desselben auf. Hier wird also offenbar die Fortdauer der Seele nach dem Tode schon vorausgesetzt. Wir haben nur an einem Beyspiel zeigen wollen, wie die unrichtigsten Begriffe oft vom Plato sehr scheinbar und einnehmend vorgetragen sind, und wünschen, daß einmal jemand alle in Phädon für die Unsterblichkeit der Seele vorgebrachten Gründe genauer prüfen möchte.

Und zu dem einen Zustand, zum Tode nämlich, kennen wir auch den Uebergang? das Sterben: nicht wahr?

Allerdings!

Wie wollen wirs denn machen? erwiederte Sokrates Wollen wir nicht den entgegengesetzten hereinnehmen, oder soll die Natur hier ein Krüppel bleiben? Ich denke, wir müssen auf den Tod den entgegengesetzten Uebergang folgen lassen.

Allerdings!

Und welchen denn?

Das Wiederaufleben!

Dieß Wiederaufleben, erwiederte Sokrates, ist doch der Uebergang vom Tode zum Leben?

Freylich!

Wenn dem also ist, so haben wir auch hinlänglichen Grund zu behaupten, daß die Seelen der Verstorbenen irgendwo seyn müssen, weil sie wieder hervorkommen?

Ja! sagte Cebes, dieß leidet, wie mich dünkt, nach dem, was wir bereits zugestanden haben, keinen Widerspruch mehr.

Und du wirst sehen, wie mich dünkt, Cebes! daß wir dieß mit Recht zugegeben haben. Denn wenn nicht immer ein Zustand die Lücke des andern wieder ausfüllte, wenn nicht alles, wie in einem Kreise umliefe, wenn immer ein gerader Fortgang von einem Zustande zum entgegengesetzten wäre, und keiner wieder umlenkte und zurückkäme; so kannst du mir glauben, Cebes! alles würde auf eine Art untergehen, und das Entstehen der Dinge würde aufhören.

Was willst du hiemit sagen? Sokrates!

Was ich behaupte, versetzte er, ist nicht schwer zu begreifen. Wenn z. B. nur das Einschlafen in der Welt wäre, und dieses nicht wieder vom Aufwachen, das eben aus dem Schlafen entsteht, abgelöst würde; so würde endlich alles die Rolle Endymions spielen, und nie wieder erscheinen; der ganzen Natur würde es so gehen, alles würde schlafen. Oder wenn alles immerfort unter einander gemengt, und nie wieder getrennt würde; so würden wir bald das alte Chaos, das Anaxagoras lehrte, entstehen sehen. So auch, mein lieber Cebes! wenn alles Lebendige stürbe, und todt bliebe; so müßte zuletzt alles todt seyn, und nichts mehr leben. Denn wenn alles, was Leben hat, immer aus einem neuen Stoff entstünde, und, was da lebte,

stürbe, so müßte zuletzt alles durch den Tod aufgelöst und zernichtet werden.

Es müßte freylich! sagte Cebes, meinem Bedünken nach. Du scheinst mir hier die vollkommenste Wahrheit zu behaupten, mein Sokrates!

Es ist allerdings so, wie mich dünkt, Cebes! und wir geben dieß nicht, als Betrogne, zu. Nein! das Wiederaufleben ist gewiß, aus den Gestorbenen entstehen Lebende, die Seelen der Verstorbenen sind wirklich, und die Seelen der Guten glücklich, der Bösen unglücklich.

Und gewiß, erwiederte Cebes, auch aus dem Lehrsatz, mein Sokrates, den wir oft von dir gehört haben, wenn er anders wahr ist, daß unser Wissen und Lernen nichts anders, als ein Wiedererinnern ist, folgt, daß wir das ehedem müssen gelernet haben, dessen wir uns itzt wieder erinnern. Dieß wäre aber unmöglich, wenn unsre Seele nicht schon irgendwo vorhanden gewesen wäre, ehe sie in diesen menschlichen Körper getreten. Auch um deswillen dünkt mich, die Seele müsse unsterblich seyn.

Was für einen Beweis hat man aber hierzu, mein Cebes! sagte Simmias, itzt besinne ich mich eben nicht darauf.

Einen

Einen sehr guten, versetzte Cebes, diesen nämlich, daß Menschen, wenn sie wornach befragt werden, und jemand sie recht frägt, alles von selbst richtig zu beantworten wissen. Dieß würden sie nicht thun können, wenn sie nicht ein Vermögen sich etwas zu erinnern und eine richtige Vernunft hätten. Wenn man ihnen mathematische Figuren und dergleichen zeigt; so kann man sich am besten hiervon überzeugen.

Wenn dich Cebes nicht überzeugt hat, Simmias! sagte Sokrates, so siehe einmal, ob du mit uns einig seyn kannst, wenn du die Sache auf folgende Weise ansiehst. Denn du glaubst noch nicht, daß das Lernen ein Erinnern sey.

Ich glaube es zwar, sagte Simmias; denn ich muß itzt eben das, wovon wir reden, lernen, und mich desselben wieder erinnern. Und in Wahrheit, fast da Cebes nur angefangen hat, hiervon zu reden, erinnere ich mich dessen, und bin überzeugt. Dennoch möchte ich sehr gerne hören, wie du den Beweis führen wolltest.

Ich auf folgende Art, versetzte Sokrates. Geben wir nicht zu, wenn jemand sich einer Sache erinnert, daß er sie vorher müsse gekannt haben?

Allerdings!

Und

Und geben wir nicht auch zu, wenn auf diese Weise eine Känntniß wovon entsteht, daß diese eine Erinnerung sey. Ich meyne nämlich, wenn jemand etwas sieht, hört, oder durch eine andere Empfindung gewahr wird, und erkennt nicht blos dieses, sondern stellt sich dabey auch etwas anders vor, das eine andere Känntniß erfordert; sagen wir denn nicht mit Recht, daß er sich dessen, wovon er sich die Vorstellung macht, erinnert habe?

Wie so?

Sind nicht z. B. die Vorstellungen von einem Menschen und von einer Leyer verschieden?

Freylich!

Weißt du aber nicht, wie es Liebhabern, wenn sie eine Leyer, ein Kleid, oder sonst irgend etwas, dessen sich ihre Lustknaben bedienten, erblicken, zu gehen pflegt? Sie kennen die Leyer, und sogleich stellt sich ihrer Seele das Bild ihres geliebten Knaben dar, dessen die Leyer ist. Dieß nenne ich ein Erinnern. So auch, wer den Simmias sieht, wird sich oft den Cebes erinnern, und dergleichen Fälle giebt es tausend.

Tausend, beym Jupiter! sagte Simmias.

Ist aber dieß nicht ein Erinnern, zumal bey Dingen, die wir durch die Länge der Zeit, und

weil wir nicht darauf achteten, schon vergessen haben?

Allerdings!

Wie nun? trift es sich denn nicht, wenn man ein Pferd oder eine Leyer gemahlt sieht, daß man sich dabey eines Menschen erinnert? und wenn man den Simmias gemahlt sieht, daß man sich des Cebes erinnert?

Allerdings!

Auch nicht, wenn man den Simmias gemahlt sieht, daß man des Simmias sich erinnert?

Auch dieses.

Und ist nicht in allen diesen Empfindungen ein Erinnern, sowohl ähnlicher, als unähnlicher Dinge?

Ja!

Muß man aber nicht, so oft man durch ähnliche Dinge veranlaßt wird, sich etwas zu erinnern, zugleich bedenken, ob dieses auch von dem, wobey man es sich erinnert hat, in Absicht auf die Gleichheit abweiche, oder nicht?

Nothwendig!

Ueberlege dieses nun weiter. Wollen wir sagen, die Gleichheit sey etwas Wirkliches? Ich frage

nicht, ob ein Holz dem andern, und andere dergleichen Dinge einander gleich sind, sondern ob der Begriff von Gleichheit etwas Wirkliches ist, oder nicht?

Beym Jupiter! sagte Simmias, das ist unleugbar.

Woher haben wir den Begriff denn genommen? Nicht wahr? wenn wir Holz, Steine, und andere dergleichen Dinge einander gleich sahen; so bemerkten wir, daß der Begriff von Gleichheit hiervon noch verschieden seyn müsse? oder hältst du ihn für nichts anders? Siehe aber erst die Sache noch von einer andern Seite an. Scheint dir nicht dasselbe Holz und dieselben Steine gewissermassen einander gleich, und gewissermassen es nicht zu seyn?

Freylich!

Wenn dir aber diese gleichen Dinge ungleich scheinen, sollte denn auch wohl die Gleichheit selbst Ungleichheit seyn?

Nein! keinesweges! mein Sokrates!

So sind auch wohl gleiche Dinge und Gleichheit nicht einerley?

Mich dünkt, nicht, Sokrates!

Allein

Allein von diesen Dingen, die einander gleich, und von der Gleichheit selbst doch verschieden sind, hast du dir den Begriff von Gleichheit gebildet und genommen?

Das ist allerdings wahr.

Dasjenige also, dessen ich mich erinnere, mag jenem, daß mich daran erinnert, gleich seyn, oder nicht?

Freylich!

Das thut nichts zur Sache, versetzte jener. Wenn ich etwas erblicke, und eben dadurch auf eine Vorstellung von etwas anders geleitet werde; so ist dieß immer ein Erinnern.

Allerdings!

Wie da? erwiederte Sokrates, wie geht es uns denn bey dem Holze und andern dergleichen Dingen? Sind sie einander wohl so gleich, als das Gleiche selbst ist? oder fehlt hieran noch etwas?

Noch vieles, sagte jener.

Wir nehmen also doch an, wenn jemand etwas erblickt und glaubt, das, was ich itzt sehe, scheint zwar ungefähr dasjenige zu seyn, was jenes andere, es kömmt ihm aber nicht völlig bey, und ist schlech-

schlechter; dann muß doch derjenige, der die Vorstellung sich macht, nothwendig das Ding vorher gesehen haben, wovon er behauptet, ein anders komme ihm zwar nahe, erreiche es aber doch nicht.

Nothwendig!

Wie nun? Geht es denn uns auch eben so in Betrachtung gleicher Dinge, und der Gleichheit selbst, oder nicht?

Vollkommen so.

Den Begriff von Gleichheit mußten wir also schon haben, als wir zuerst bemerkten, daß gleiche Dinge sich zwar bestreben, das zu seyn, was das Gleiche selbst ist, es aber nicht erreichen.

So ist es.

Und so sind wir denn auch darüber einig, daß wir dieß durch nichts anders erkannt haben, noch auch daß es zu erkennen möglich sey, als durchs Gesicht, Gefühl, oder irgend einen andern Sinn; denn hierinnen sind dergleichen Dinge, als ich genannt habe, einander gleich.

Ja, sie sind es, mein Sokrates! nach dem, was du uns gesagt hast.

Allein

Allein auch die Sinne selbst müssen uns belehren, daß alle die Dinge, wovon wir Vorstellungen durch die Sinne erlangen, dem Gleichen *) zwar nachstreben, es aber nicht erreichen. Oder was wollen wir sonst behaupten?

Nichts anders.

Denn ehe wir anfiengen zu sehen, zu hören, und die übrigen Sinne zu gebrauchen, mußten wir schon irgendwo den Begriff von Gleichheit erlangt haben, wenn wir ihn nachher auf die unsern Sinnen nach gleiche Dinge anwenden, und behaupten wollten, diese bestreben sich zwar das zu seyn, was jenes, das Gleiche, sind es aber nicht vollkommen.

Nothwendig, mein Sokrates! dieß folgt aus dem, was du gesagt hast.

Sahen wir aber nicht, und hörten, und gebrauchten der übrigen Sinne gleich nach unsrer Geburt?

Allerdings!

Und den Begriff von Gleichheit mußten wir schon vorher erlangt haben?

Freylich!

Und

*) τȣ̃, ὅ ἐςιν ἴσον.

Und also, wie mich dünkt, nothwendig, vor unsrer Geburt?

Ja, es scheinet so.

Wenn wir ihn also vor unsrer Geburt gehabt haben, und mit demselben gebohren sind; so kannten wir auch schon vor unsrer Geburt, und als wir gebohren wurden, nicht nur das Gleiche, sondern auch das Grössere, das Kleinere, und andre dergleichen Dinge; denn was wir behaupten, gilt nicht mehr von dem Gleichen, als vom Schönen, vom Guten, vom Gerechten, vom Erlaubten, und überhaupt von den Dingen, denen wir ihr gehöriges Siegel aufdrücken, sowohl wenn wir andre fragen, als wenn wir Fragen beantworten.

Dieß ist gewiß.

Und wenn wir nicht immer erlangte Känntnisse wieder vergässen; so müßten wir mit ihnen gebohren werden, und sie Zeitlebens besitzen; denn das Wissen ist eben dieß, Känntnisse besitzen und sie nicht verlohren haben. Und nennen wir nicht den Verlust der Känntnisse Vergessen?

Ja freylich! mein Sokrates!

Wenn wir aber, wie mich dünkt, die Känntnisse, die wir vor unsrer Geburt hatten, und bey derselben verloren, nachgehends durch den Gebrauch der Sinne wieder erlangen; ist dieß denn nicht ein Wiedererlangen unsrer eignen Känntnisse, und würden wir es nicht richtiger ein Erinnern nennen?

Freylich!

Denn wir haben gesehen, daß es möglich sey, daß, wer etwas sieht, hört, oder durch einen andern Sinn empfindet, sich dabey noch etwas anders vorstellen könne, das er vergessen hat, und das mit jenem in einer gewissen Verbindung steht, es mag nun demselben gleich seyn, oder ungleich. Eines von beyden also: entweder wir sind mit Känntnissen gebohren, und behalten sie alle Zeitlebens; oder diejenigen, von denen wir sagen, daß sie lernen, thun auch nichts anders, als daß sie sich etwas erinnern, und das Lernen selbst ist ein Erinnern.

So verhält es sich allerdings, Sokrates!

Was möchtest du denn annehmen, mein Simmias! daß wir mit Känntnissen gebohren worden, oder daß wir uns nachher dessen, was wir schon ehedem gewußt haben, wieder erinnern?

Ich weiß itzt nicht, lieber Sokrates! was ich wählen soll.

Wie denn? du kannst doch etwas wählen, Simmias! Nur deine Meynung hievon! Ein Mann, der etwas weiß, wird der auch von seiner Wissenschaft andern Rechenschaft geben können, oder nicht?

Ganz nothwendig, mein Sokrates!

Glaubst du denn auch, daß alle dir es werden von dem thun können, wovon wir itzt reden?

Ja das wünschte ich, sagte Simmias; aber vielmehr fürchte ich, morgen werde niemand mehr im Stande seyn, dieses zu thun.

Du glaubst also nicht, Simmias! daß alle Menschen dasselbe wissen?

Keinesweges!

Sie erinnern sich also bisweilen nur dessen, was sie gewußt haben.

Nothwendig!

Wenn aber haben unsre Seelen diese Känntnisse erlangt? Doch nicht nach unsrer Geburt?

Nein! gewiß nicht!

Also früher?

Freylich!

So waren denn unsre Seelen schon da, ehe sie die menschliche Bildung annahmen, ausser den Körpern, und mit Vernunft begabt?

Wenn wir nur nicht bey der Geburt erst diese Känntniße erlangen? mein Sokrates! denn diese Zeit ist uns noch übrig.

Es sey, Freund! aber wenn verlieren wir sie denn wieder? denn wir haben sie nicht, wenn wir gebohren werden, wie wir oben eingestunden. Verliehren wir sie denn zu derselben Zeit, da wir sie erlangen, oder weißt du mir hier eine andere Zeit zu nennen?

Nein, keine, lieber Sokrates! Ich bemerkte nicht, daß ich so gar nichts sagte.

Ist es denn nun wahr? Simmias! wenn, wie wir immer behaupten, das Schöne, das Gute und dergleichen Dinge, (worunter wir allen sinnlichen Vorstellungen ihren Platz anweisen, wenn wir einen Begriff, der vormals unser war, wieder finden, und jene damit vergleichen) wenn diese Dinge, sage ich, wirklich sind; so muß nothwendig, so wie die Dinge, die ich nannte,

wirklich sind, auch unsre Seele vor unsrer Geburt da gewesen seyn. Sind diese aber nicht; so ist auch alles, was wir bisher gesagt haben, vergebens. Müssen aber nicht diese und unsre Seelen gleich nothwendig, früher, als wir, da gewesen seyn, und wenn jene nicht, auch nicht diese?

Ja, lieber Sokrates! mich dünkt allerdings, beydes ist gleich nothwendig, und unser Beweis nimmt itzt glücklicher Weise die Wendung, daß er nicht nur zeigt, daß unsre Seelen, sondern auch daß die Dinge, wovon du itzt redest, schon vor unsrer Geburt gewesen. Ich meines theils, glaube nichts gewisser, als daß alle diese Dinge wirklich sind, z. B. vorzüglich das Schöne, und das Gute, und überhaupt dergleichen Dinge, deren du gedachtest.

Wie steht es aber um den Cebes? sagte Sokrates; wir müssen den doch auch überzeugen.

Meines Erachtens, ist er es schon, sagte Simmias. So schwer auch sein Beyfall zu erlangen ist; so glaube ich doch, du hast ihn vom Daseyn unsrer Seele vor unsrer Geburt vollkommen überzeugt. Nur daß sie auch nach dem Tode fortdauren werde, hast du, dünkt mich, noch nicht zur Gnüge erwiesen. Denn die Meynung des grossen

Hau-

Hausens, die Cebes vorbrachte, daß die Seele der sterbenden Menschen zerflattre, und aufhöre zu seyn, diese ist immer noch unwiderlegt. Denn warum könnte sie nicht, wenn sie gebohren wird, sonst irgend woher entstehen, und doch schon vor ihrem Eintritt in den menschlichen Körper da seyn, wenn sie diesen aber verläßt, und von ihm getrennt wird, selbst auch sterben und vernichtet werden?

Du hast Recht, Simmias! sagte Cebes. Der Beweis dünkt mich, ist erst zur Hälfte geführt. Nämlich das sehen wir, daß unsre Seele schon vor unsrer Geburt da gewesen; allein itzt müste noch gezeigt werden, daß wenn wir sterben, unsre Seele nicht minder, als vor unsrer Gebnrt, daseyn werde; dann erst wäre der Beweis vollständig.

Auch dieß ist schon erwiesen, meine Freunde! versetzte Socrates. Ihr dürft nur, was wir zuletzt gesagt haben, mit dem, was schon vorhin zugegeben worden, daß alles Lebende aus dem Todten entstehe, zusammen halten. Wenn nämlich die Seele schon vorher da ist; so kann sie, wenn sie ins Leben tritt, aus nichts anders, als aus dem Tode und dem Todtseyn entstehen; und wie sollte es nicht nothwendig seyn, daß sie auch nach dem Tode da seyn müsse, da sie wieder hervorkommen muß? Was wir behaupten, ist also

schon zur Gnüge erwiesen. Ihr beyde scheint mir aber doch noch immer zu wünschen, daß dieser Beweis weiter möchte ausgeführt werden, und vielleicht fürchtet ihr, wie die Kinder, die Seele möchte wirklich, wenn sie den Körper verläßt, vom Winde verweht und zerstreuet werden, zumal wenn jemand nicht bey heitrer Luft, sondern bey einem heftigen Sturmwinde sterben sollte.

Cebes lächelte; Ja, sagte er, lieber Sokrates! suche uns denn nur, als wenn wir uns hiervor fürchteten, eines Bessern zu belehren, oder vielmehr nicht eben, als wenn wir uns fürchteten; denn vielleicht ist hier unter uns ein Knabe, der dieß besorgt. Den wollen wir dahin zu bringen suchen, daß er sich nicht mehr vor dem Tode, wie vor Schreckbildern, fürchte.

Dem muß man also, sagte Sokrates, dasselbe Lied alle Tage vorsingen, bis er von der Krankheit geheilt ist.

Wo wollen wir aber den vortreflichen Arzt hernehmen? denn du verlässest uns, lieber Sokrates!

Griechenland, mein Cebes! versetzte Sokrates, ist groß, und es giebt auch viel barbarische Nationen. Unter allen diesen müsst ihr einen solchen

Arzt

Arzt suchen, und keine Kosten, keine Mühe sparen; denn ihr könnt euer Geld nicht besser anlegen. Ihr müßt ihn aber auch unter euch selbst suchen; denn vielleicht dürftet ihr niemanden finden, der es besser thun könnte, als ihr selbst.

Das wollen wir denn thun, sagte Cebes. Doch itzt laßt uns zu dem, wovon wir uns entfernet haben, wieder zurückkehren, wenn es dir anders beliebt.

Recht gerne. Warum nicht?

Wohlan denn!

Wir müssen uns also erst einander fragen, bey wem dieß Zerstreut und Aufgelöset werden statt finde, wer, und an welchem Theile jemand, dieses zu fürchten habe, und denn müssen wir untersuchen, was unsre Seele sey, und sehen, ob wir Ursache haben, ihrentwegen gutes Muths, oder besorgt zu seyn.

Recht!

Ich frage also: Fordert es nicht die Natur desjenigen, das zusammengesetzt wird und zusammengesetzt ist, daß es wieder, in so weit es zusammengesetzt ist, getrennt werde? Wenn aber etwas

nicht zusammengesetzt ist, so kann auch dieses allein das Schicksal nicht treffen, das alles übrige.

So ist es, wie mich dünkt, sagte Cebes.

Nicht wahr aber? Was sich immer gleich bleibt, das hältst du nicht für zusammengesetzt, was sich aber immer verändert, und nie sich gleich bleibt, für zusammengesetzt?

So kömmt es mir vor.

Itzt laßt uns weiter auf die Dinge kommen, wovon wir vorhin redten. Das Wesen eines Dinges, wovon wir den Begriff angaben, indem wir fragten und Fragen beantworteten, bleibt dieses immer dasselbe, oder ist es Veränderungen unterworfen? Z. B. das Gleiche, das Schöne, und jedes Wesen eines Dinges, leidet es irgend einige Veränderung, oder ist immer das Wesen der Dinge einförmig und sich gleich, und ist es nie, nirgends, und auf keine Weise einer Abänderung fähig?

Nothwendig, sagte Cebes, muß dieses immer unverändert bleiben.

Wie aber mit den vielen Dingen, die wir schön nennen, z. B. Menschen, Pferden, Klei-

dern, oder was wir sonst für Dinge nehmen wollen, die entweder gleich, oder schön, oder sonst dergleichen etwas sind, bleiben auch diese sich immer gleich, oder vielmehr das Gegentheil, bleiben sie es weder sich selbst, noch auch unter einander, und kurz, nie dieselben?

Niemals unverändert, erwiederte Cebes.

Und diese zwar können wir berühren, sehen, oder durch andre Sinne empfinden; jene Unveränderliche aber begreift allein der Verstand. Gesehen und empfunden werden sie nicht.

Dieß ist unleugbar.

Wollen wir denn zwo Gattungen von Dingen annehmen, eine sichtbare, und eine unsichtbare?

Gut! wir wollen sie annehmen.

Und die unsichtbare, die immer unverändert, die sichtbare, die es nie bleibt?

Auch dieses.

Nun denn? Gehört nicht zu der einen Gattung unser Körper, zur andern unsre Seele?

Nicht anders.

Welcher Gattung aber sollte unser Körper wohl näher verwandt seyn?

Ausser allem Zweifel, der sichtbaren.

Die Seele aber? Ist sie sichtbar, oder unsichtbar?

Den Menschen unsichtbar, mein Sokrates!

Wir reden hier aber auch nur von Dingen, die den Menschen sichtbar oder unsichtbar sind. Oder auch andern?

Nur den Menschen.

Was behaupten wir (*) also von der Seele? daß sie könne, oder daß sie nicht könne gesehen werden?

Daß sie nicht könne gesehen werden.

Unsichtbar ist sie also?

Freylich!

Die Seele gehöret also mehr zur Klasse der unsichtbaren Dinge, der Körper zur Klasse der sichtbaren?

Ganz nothwendig, mein Sokrates!

Sagten

(*) λέγομεν.

Sagten wir aber auch das nicht schon vorhin, daß die Seele, wenn sie sich bey der Betrachtung der Hülfe des Körpers, entweder durchs Gesicht, oder durchs Gehör, oder durch einen andern Sinn, bedient; (denn dieses heißt etwas mit Hülfe des Körpers betrachten, wenn man der Sinne gebraucht) daß sie alsdenn vom Körper auf Dinge geführt werde, die nie unverändert bleiben. Sie selbst geht alsdenn irre, geräth in Verwirrung, und wankt, als ob sie trunken wäre, weil sie sich mit Dingen dieser Art beschäftigt.

Allerdings!

Wenn sie aber für sich allein Untersuchungen anstellt, denn erhebt sie sich zum Reinen, zum Beständigen, zum Unsterblichen und Unwandelbaren, und so wie es ihre hiemit verwandte Natur mit sich bringt, bleibt sie immer bey demselben, so oft ihr erlaubt ist allein zu seyn. Dann hört sie auf zu irren, und bleibt sich selbst immer gleich, weil sie sich mit Dingen dieser Art beschäfftiget. Diese Fassung der Seele nennen wir Vernunft.

Dieß ist alles vollkommen wahr und deutlich, lieber Sokrates!

Welcher Gattung von Dingen dünkt dich nach dem, was vorhin und was itzt gesagt worden, die Seele ähnlicher und verwandter?

Jedermann, dünkt mich, mein Sokrates! auch der Ungelehrigste muß itzt eingestehen, daß die Seele in allen Stücken dem Unveränderlichen mehr gleiche, als dem Gegentheil.

Der Körper aber?

Dem andern.

Siehe dieß itzt auch von einer andern Seite an. So lange der Körper und die Seele verbunden sind; so ist es dem Körper natürlich zu dienen und zu gehorchen, der Seele zu herrschen und zu gebieten. Oder hältst du das Herrschen und Regimentführen für nichts Göttliches, das Dienen und Gehorchen für nichts Sterbliches!

O ja!

Nun, welchem von beyden gleicht denn die Seele mehr?

Offenbar, mein Sokrates! die Seele dem Göttlichen, der Leib dem Sterblichen.

Ueberlege itzt, Cebes! ob nach allem dem, was wir gesagt haben, dieses gewiß ist, daß dem Göttlichen, dem Unsterblichen, dem, was nur der Verstand begreift, dem Einförmigen, dem Untheilbaren, dem immer Unveränderlichen die Seele, dem

dem Menschlichen hingegen, dem Sterblichen, dem, was der Verstand nicht allein erkennet, dem Vielförmigen, dem Theilbaren, und dem immerfort Veränderlichen der Körper am ähnlichsten sey. Oder, lieber Cebes! können wir etwas anders, das diese Meinung aufhebt, behaupten?

Unmöglich!

Wenn nun dem also ist, kömmt es nicht dem Körper zu, bald aufgelöset zu werden, der Seele, ganz untrennbar zu seyn, oder wenigstens diesem sehr nahe zu kommen?

Wie nicht?

Du begreifst also, warum, wenn der Mensch gestorben ist, das Sichtbare desselben, und, was zur Schau ausgestellt wird, welches wir den Leichnam nennen, dem es zukömmt aufgelöset zu werden und verloren zu gehen, dieses nicht sogleich erduldet, sondern noch eine geraume Zeit und oft in derselben Schönheit fortdauret, zumal, wenn der Leib vorhin gesund gewesen. Der ausgetrocknete und balsamirte Körper, wie die in Aegypten, bleibt eine fast unglaubliche Zeit unverletzt, und wenn einige Theile desselben verwesen; so sind doch Knochen, Sehnen, und was dem ähnlich ist, so zu reden, unsterblich. Oder nicht?

O ja!

O ja!

Die Seele also, dieses Unsichtbare, wenn es sich an einen andern Ort, an jenen edlen, reinen und unsichtbaren, in die Unterwelt, oder vielmehr zur guten und weisen Gottheit begiebt, wohin, so Gott will, auch meine Seele bald gelangen wird, diese Seele, ein Geist von einem solchen Wesen sollte sogleich zerflattern und verloren gehen, wie der große Hause sich einbildet? O nein! lieber Cebes und Simmias! Vielmehr ist es wahr, was wir behaupten, wenn nur die Seele gereinigt den Körper verläßt, und nichts Körperliches mit sich nimmt, nachdem sie schon hienieden ungerne mit demselben Gemeinschaft gehabt hat, ihn immer geflohen ist, und ganz in sich gesammelt, nur mit dem Einen sich beschäftiget hat. Dieses einzige Geschäfte ist nichts anders, als daß sie, als eine wahre Liebhaberin der Weisheit, sich an der Betrachtung des Todes genährt hat. Oder sollte die stete Betrachtung des Todes dieses nicht seyn?

Allerdings!

Eine solche Seele also begiebt sich, wenn sie den Körper verläßt, zu dem, was ihr verwandt ist, zum Göttlichen, Unsterblichen und Vernünftigen. Dahin gelangt, wird sie glücklich, vom Irrthum, von der Unwissenheit, von der Furcht, von den wil-

den

den Lüsten, und von allen andern menschlichen Uebeln befreyt. Alsdann bringt sie wahrhaftig, wie man es von den Geweyheten behauptet, die übrige Zeit in der Gesellschaft der Götter zu. Wollen wir also dieses annehmen, lieber Cebes! oder etwas anders?

Nichts anders, beym Jupiter! sagte Cebes.

Wenn sie aber befleckt und ungereinigt den Körper verläßt, als eine, die immer mit demselben verbunden gewesen, die diesem nur gedient und ihn allein geliebt hat, die von ihm und von den Begierden und Wollüsten bezaubert gewesen, so daß sie nichts anders für wahr und wirklich gehalten, als das Körperliche; das man berühren, sehen, trinken oder essen kann, oder dessen man sich zum sinnlichen Vergnügen der Liebe bedient; dasjenige aber, was den Augen verborgen und unsichtbar ist, was nur den Verstand begreift, und die Weltweisheit erforscht, zu haßen, zu fürchten und zu fliehen gewohnt geworden, glaubst du, daß eine solche Seele sich ganz vom Körper trennen werde?

Keinesweges!

Vielmehr durchdrungen, denke ich, von dem Körperlichen, welches die stete Verbindung und

Gesellschaft des Leibes, mit dem sie immer umgegangen ist, und sich so vorzüglich beschäftigt hat, ihr angebildet.

Freylich!

Das also, liebster Freund! was eine solche Seele mit sich nimmt, müssen wir wohl für etwas Zusammengesetztes, Schweres, Irrdisches und Sichtbares halten, welches sie daniederdrückt und zwingt, auf der Erde wieder zu erscheinen, und, weil sie das Unsichtbare und die Unterwelt scheut, um Gräber umher zu irren. Bey diesen haben schon oft sich Seelen der Verstorbenen in Schatten ähnlichen Bildern sehen lassen; denn diese haben solche Seelen an sich, die sich nicht völlig vom Körper getrennt, und etwas Sichtbares mit sich genommen, weswegen sie auch gesehen werden.

Es ist wahr, lieber Sokrates!

Gewiß ist es aber auch, mein Cebes! daß es nicht Seelen der Frommen sind, sondern der Gottlosen, die gezwungen werden so umher zu irren, und für ihr vergangenes ruchloses Leben diese Strafe leiden. Endlich, nach vielem Umherirren, nehmen sie aus Liebe zum Körperlichen, das ihnen immer anklebt, wieder einen Körper an, und wie es sich schickt, dieselben Sitten, an welche sie sich in diesem Leben gewöhnt haben.

Wie denn dieses? mein Sokrates?

Z. B. die der Schlemmerey, der Ueppigkeit, den groben Wollüsten (*) ergeben gewesen, und sich nichts versagt haben, geziemt es diesen nicht, Leiber von Eseln und andern solchen Thieren anzunehmen? Oder dünkt es dich nicht?

Es ist sehr wahrscheinlich.

Denen aber, die vorzüglich in ihrem Leben Ungerechtigkeiten, Tyranney und Raub verübt haben, in Leiber von Wölfen, Habichten und Weyhen überzugehen? Oder wollen wir ihnen eine andere Wohnung anweisen?

Nein! sagte Cebes, keine andere.

Einer jeden Seele also eine solche, die sich zu ihrer vormaligen Beschäftigung in diesem Leben schickt?

Nothwendig!

Sind also unter diesen nicht die Glücklichsten, und die die beste Wohnung erlangen werden, diejenigen, die sich der bürgerlichen und dem Staate

(*) Φιλοτήσια, dünkt mich, schickt sich besser hieher, als Φιλοτησίας.

nützlichen Tugend, die man Mäßigkeit und Gerechtigkeit nennet, beflissen haben, die aber bey ihnen nur aus Gewohnheit und Uebung entstanden, nicht weil sie darüber nachgedacht und Betrachtungen angestellet haben?

Auf welche Weise sind denn diese die Glücklichsten?

Es ist glaublich, daß diese in eine unter sich wohl eingerichtete und friedfertige Gattung von Thieren, in Bienen etwa oder in Ameisen übergehen, oder auch aus ihnen wiederum gute Leute von mittelmäßigen Geisteskräften entstehen werden.

Ja! allem Ansehen nach.

In die Gesellschaft der Götter aber kann niemand, als der Liebhaber vernünftiger Erkänntniß, der sich mit der Weltweisheit beschäftigt, und vollkommen rein diese Welt verläßt, aufgenommen werden. Und um deswillen, liebster Simmias und Cebes! entsagen wahre Weltweisen allen körperlichen Begierden, halten sich fest, und ergeben sich ihnen nie. Sie fürchten weder Verlust des Hauses noch Armuth, gleich dem großen Haufen und den Geizigen, nicht Verachtung, nicht die Schande, die dem Elende folgt, gleich den Herrschsüchtigen und Ehrgeizigen, und meiden auch diese.

Denn

Denn für sie würde es sich nicht schicken, mein Sokrates! sagte Cebes.

Nein, beym Jupiter nicht! Darum verlassen also diejenigen, die für ihre Seele sorgen, und sich nicht bloß mit der Bildung des Leibes beschäftigen, den Weg aller derer, die selbst nicht wissen, wohin sie gehen. Weil jene aber glauben, daß man der Weltweisheit und der Absonderung und Reinigung der Seele nicht zuwider handeln müsse; so folgen sie der Weltweisheit auf dem Wege, den sie sie führt.

Auf welche Weise denn? mein Sokrates!

Ich will mich erklären. Die Einsichtliebenden erkennen wohl, daß die Weltweisheit, die ihre Seele im Körper gebunden und verstrickt antrifft, gezwungen, wie aus einem Kerker, und nicht allein für sich, Dinge zu beschauen, ganz in Unwissenheit und Irrthum gehüllt; die auch die Stärke ihrer Banden gewahr wird, welches die Lüste sind, und die Seele selbst mit beschäftigt sieht, sich die Banden immer fester zu knüpfen; dieses, sage ich, erkennen Einsichtliebende, daß die Weltweisheit, die ihre Seele in dieser Verfaßung antrifft, ihr alsdenn sanfte Erinnerungen giebt, und beschäftigt ist sie loszumachen; indem sie ihr zeigt, wie betrüglich das Urtheil der Augen, der Ohren und der übrigen kör-

perlichen Empfindungen sey; ihr räth, sich von denselben zu entfernen, und nur in so ferne es nothwendig ist, ihrer zu gebrauchen; sie ermuntert, sich ganz in sich zu sammlen und einzuschließen, niemanden, als sich selbst, zu glauben, wenn sie allein etwas für sich betrachtet; wenn sie aber etwas, das sich immer verändert, durch Hülfe irgend eines andern betrachtet, nichts für wahr zu halten; und endlich ihr zeigt, dieses sey das Sinnliche und Sichtbare, jenes, was sie allein erkenne, das Idealische und Unsichtbare. Die Seele des Weltweisen also, die da glaubt, daß sie sich dieser ihrer Entbindung nicht widersetzen müsse, enthält sich der Wollüste und Begierden, der Betrübniß und aller Besorgnisse, so viel sie kann; weil sie bedenkt, daß, wer zu sehr sich ergetzt, oder fürchtet, oder betrübt, oder wornach strebt, sich nicht nur ein so großes Uebel zuzieht, als man denken sollte, z. B. Krankheit oder Verlust des Vermögens; sondern, was das Größte und Schlimmste von allen Uebeln ist, etwas erduldet, das er selbst nicht bemerkt.

Wie verstehest du dieses? mein Sokrates?

Ich meyne, daß die Seele eines Menschen gezwungen wird, wenn sie sich über etwas (*) zu sehr freuet

(*) λυπηθῆναι σφόδρα ἐπί τῳ, καὶ ἡγεῖσθαι.

LBC

freuet oder betrübt, zugleich zu glauben, daß eben dieses, welches diese Empfindungen in ihr hervorbringt, etwas vollkommen Deutliches und Wahres sey, das es doch nicht ist; denn, nicht wahr? sichtbare Dinge sind vorzüglich von der Beschaffenheit?

Allerdings!

Wird aber in diesem Zustande nicht die Seele vom Körper gefeßelt gehalten?

Wie denn?

Weil jede Wollust und jeder Schmerz die Seele, wie mit einem Nagel, dem Körper anheften und anfügen, und sie selbst körperlich machen, so daß sie auch alles, was der Körper für wahr ausgiebt, dafür hält. Und weil sie mit dem Körper immer gleiche Gesinnungen hegt und derselben Vergnügungen genießt; wird sie gezwungen, auch die Sitten desselben anzunehmen, und mit ihm einerley Nahrung zu genießen. Nie wird eine solche Seele gereinigt die Unterwelt sehen, sondern vielmehr immer voll vom Körperlichen den Leib verlaßen; daher wird sie auch bald wieder einen Körper annehmen, und gleich einem Saamen, wieder aufgehen. Am Göttlichen also, am Reinen, am Einförmigen wird sie nie theil nehmen.

Du redst die vollkommenste Wahrheit, mein Sokrates! erwiederte Cebes.

Und um dieser Ursachen willen, mein Cebes! sind die Weisheitliebenden so enthaltsam und standhaft, nicht um solcher willen, die der große Hause glaubt. Oder bist du auch dieser Meynung?

Nein! ich gewiß nicht.

Nein, vielmehr wird die Seele des wahren Weltweisen anders gesinnt seyn, und nicht denken, die Weltweisheit müße sie zwar frey machen; wenn sie aber frey sey, könne sie wieder den Wollüsten oder der Betrübniß nachhängen, wiederum gefeßelt werden, alle Mühe verloren seyn laßen, und gleichsam ein Gewebe der Penelope immer wieder aufweben. Vielmehr sucht sie sich von diesem allen ungestört zu erhalten, folgt der Vernunft, bleibt immer bey derselben, nährt sich an der Betrachtung des Wahren, des Göttlichen, des keinem Irrthum Unterworfenen, und glaubt, daß sie also leben müße, so lange sie lebt; und nach ihrem Tode werde sie an den Ort, der sich zu ihrer Natur schickt, gelangt, von den menschlichen Uebeln befreyt werden. Nach einer solchen Nahrung und steten Beschäftigung darf sie nichts Schreckliches fürchten, mein Simmias und Cebes! sie darf nicht fürchten,

daß

daß sie bey der Trennung vom Körper von Winden werde zerstreut werden und verloren gehen.

Sokrates hatte ausgeredet; und itzt erfolgte eine Stille, die eine gute Zeit währte. Sokrates selbst schien, was bisher gesagt worden, zu überdenken, und dieß thaten auch von uns die meisten. Nur Cebes und Simmias sprachen leise mit einander. Sokrates, der es bemerkte, fragte: Was denn so leise? Freunde? Seyd ihr vielleicht noch nicht völlig überzeugt? Freylich können noch viele Zweifel und Einwürfe gemacht werden, wenn jemand alles genau untersuchen will. Wenn ihr also itzt etwas anders vorhabt, so habe ich nichts dawider; ist aber noch in der Materie, wovon wir reden, etwas, wobey ihr anstoßt, so seyd so gut und sagt eure Gedanken, und führt die Sache selbst weiter aus, wenn ihr meynt, einiges besser sagen zu können; oder nehmt auch mich zum Gehülfen mit, wenn ihr glaubt, ihr werdet mit mir in der Untersuchung glücklicher seyn.

Ich will dir die Wahrheit gestehen, Sokrates! sagte Simmias. Wir haben beyde noch Zweifel, und schon lange treibt einer den andern an, sie vorzubringen, denn deine Antwort möchten wir gerne hören; allein wir scheuen uns, dir bey deinem gegenwärtigen Unglück beschwerlich zu fallen.

Sokrates lächelte, als er dieß hörte. Ey! wie schwer, lieber Simmias! sprach er, würde es mir werden, andere zu bereden, daß ich das, was mir bevorsteht, für kein Unglück halte, da ihr es noch immer nicht glauben wollt, und besorgt, ich möchte itzt verdrießlicher seyn, als ich sonst gewesen. Und wie es scheint, so glaubt ihr, daß ich mich auf die Kunst zu weißagen nicht so gut, als die Schwäne, verstehe. Wenn diese merken, daß sie sterben müssen, singen sie mehr und stärker, als in ihrem ganzen Leben, weil sie sich freuen, daß sie zu den Gott gelangen sollen, dem sie dienen. Die Menschen aber, weil sie den Tod fürchten, belügen sie, und sagen, daß sie ihren Tod beklagen, und der Schmerz sie zwinge stärker zu singen. Sie bedenken nicht, daß kein Vogel singet, wenn er Hunger, Frost, oder irgend einen Schmerz empfindet; selbst die Nachtigall nicht, noch die Schwalbe, noch der Uhu, von welchen (*) man sagt, daß sie für Schmerzen klagen, und singen. Allein auch von diesen Vögeln glaube ich nicht, daß sie Schmerz emfinden, wenn sie singen, so wenig, als von den Schwänen. Vielmehr diese, als dem Apollo geweyht, sind auch wahrsagerisch, und weil sie die Güter der Unterwelt vorhersehen, singen sie, und

(*) ἃ δὴ φασὶ.

und ergetzen sich an dem Tage mehr, als in ihrem ganzen Leben. Ich bin, wie ich meyne, ein Mitknecht der Schwäne, ein Priester desselben Gottes, und habe von diesem Herrn keine geringere Gabe zu weißagen empfangen, die mich auch nicht minder getrost aus dieser Welt abscheiden läßt. Redet also und fragt, was ihr immer wollt, so lange es die eilf Männer der Athenienser erlauben.

Gut! sagte Simmias, ich will dir also zuerst meine Zweifel sagen, und denn mag es Cebes auch thun. Ich glaube, lieber Sokrates! mit dir, daß von dieser Lehre etwas gewisses zu wissen, in diesem Leben entweder unmöglich ist, oder doch überaus schwer. Allein wer wird sie nicht auf alle Weise untersuchen, und von allen Seiten betrachten wollen, bis keine Untersuchung mehr statt hat, wenn er nicht gar zu träge und weichlich ist. Denn eines von beyden müssen wir doch erlangen; entweder wir müssen die Wahrheit einsehen oder finden, oder, wenn dieß unmöglich, so müssen wir die beste und befriedigendste Meynung annehmen, und dieser uns anvertrauen, wie einem schwachen Fahrzeuge, das uns durch die Wellen dieses Lebens hindurch führe, wenn wir nicht sicherer auf einem stärkeren Fahrzeuge, (indem wir einer göttlichen Stimme trauen,) dieselben durchschiffen können. Ich will mir also kein Bedenken machen, dich noch

weiter zu fragen, zumal da du mich selbst dazu aufforderst. Und ich möchte mir nicht künftig Vorwürfe darüber darüber machen, daß ich dir nicht alle meine Gedanken gesagt hätte. Mir also, lieber Sokrates! scheinen deine Gründe, nachdem ich sie für mich und gemeinschaftlich mit dem Cebes untersucht habe, noch nicht überzeugend genug.

Vielleicht hast du nicht Unrecht, Freund! erwiederte Sokrates. Sage mir nur, was zur völligen Ueberzeugung dir noch fehlt.

Dieses, versetzte jener: Mich dünkt, man könnte sich derselben Gründe von der Harmonie der Leyer und der Saiten bedienen, und behaupten, die Harmonie auf einer wohl besaiteten Leyer sey etwas Unsichtbares und Unkörperliches, etwas Vortreffliches und Göttliches; die Leyer selbst aber und die Saiten Körper und körperlich, zusammengesetzt, irrdisch und sterblich. Wenn jemand also die Leyer zerbräche, die Saiten zerschnitte oder abrisse; könnte man nicht mit eben den Gründen, deren du dich von der Seele bedienst, erweisen, daß alsdenn die Harmonie noch fortdauren und nicht verloren gehen müße? Unmöglich, könnte man sagen, kann die Leyer, wenn die Saiten zerrissen sind, und die Saiten selbst, die sterblich sind, noch fortwähren; die Harmonie aber, die

mit dem Göttlichen und Unsterblichen von gleicher Natur und verwandt ist, früher, als das Sterbliche, zernichtet werden. Nothwendig muß noch die Harmonie irgendwo vorhanden seyn, und eher Holz und Saiten vermodern, als jene etwas leiden. Ich glaube auch, daß du es müssest gemerkt haben, Sokrates! daß wir die Seele für dergleichen etwas zu halten pflegen; nämlich, daß unser Körper aus dem Warmen, Kalten, Trocknen und Flüssigen gleichsam aufgespannt und zusammengesetzt sey, und unsre Seele in der Mischung und Harmonie derselben bestehe, nachdem sie gut und in gehöriger Maaße unter einander gemischt worden. Ist die Seele also eine Harmonie, so hat es seine Richtigkeit, daß, wenn unser Körper von Krankheiten oder andern Uebeln zu sehr erschlaffet oder gespannt wird, unsre auch noch so göttliche Seele plötzlich untergehen müsse, so wie andre Harmonien der Töne auf allen musikalischen Instrumenten; die Reste des Körpers aber noch lange fortdauren, bis sie entweder verbrennen oder vermodern. Sage mir also, was wollen wir antworten, wenn jemand behauptet, die Seele sey die Verbindung der Theile des Körpers, und daß diese beym Tode zuerst aufhöre.

Sokrates sahe, so wie er zu thun pflegte, sich umher, und lächelte. Simmias, sprach er, hat

Grün-

Gründe vor sich. Wenn jemand also unter euch fertiger ist, als ich, warum beantwortet er diesen Einwurf nicht? Denn in Wahrheit, Simmias scheint mir etwas nicht Unerhebliches gesagt zu haben. Doch glaube ich, ehe wir hierauf antworten, müssen wir noch hören, was Cebes einzuwenden hat. Unterdessen können wir auch auf eine Antwort denken, und ihnen entweder, wenn sie etwas Erhebliches sagen, Recht geben, oder auch unsre Meynung vertheidigen.

Ich will es dir sagen, versetzte Cebes. Mir scheint immer noch der Beweis nicht weiter gerückt zu seyn, und den Fehler zu haben, den wir ihm vorhin schuld gaben. Nämlich, daß unsre Seele da gewesen, ehe sie diese Bildung angenommen, dieses, leugne ich nicht, ist recht wohl, und wenn es nicht zu viel gesagt ist, vollkommen erwiesen; allein daß sie, wenn wir todt sind, noch irgendwo vorhanden sey, dieses, scheint mir, ist es in der Maaße noch nicht. Daß die Seele nicht stärker und länger während seyn soll, als der Körper, darinnen trete ich dem Simmias nicht bey; denn, mich dünkt, die Seele ist von den Dingen, die er genannt hat, sehr verschieden. Was zweifelst du also noch? wird man mir sagen können. Du siehst, daß der schwächre Theil des gestorbnen Menschen noch da ist; scheint es dir also nicht

noth-

nothwendig zu seyn, daß auch der länger währende beym Tode müsse erhalten werden? Siehe also, was ich hierzu sage. Auch ich muß mich, wie Simmias, eines Gleichnißes bedienen. Mich dünkt in Wahrheit, es kömmt, was du sagst, bald so heraus, als wenn man von einem Weber, der gestorben wäre, sagte, es sey unmöglich, daß der Mann gestorben, und nicht noch irgendwo vorhanden sey, (*) und zum Beweise das Kleid brächte, das er gewebt und getragen. Und wenn jemand dieß nicht glauben wollte; so könnte man weiter fragen; Wie? ist denn ein Mensch vergänglicher als ein Kleid, das im Brauch ist, und getragen wird? Wenn alsdenn jemand antwortete, ein Mensch sey von einer weit längern Dauer, als ein Kleid, so könnte man es für erwiesen halten, daß der Mensch auch noch irgendwo vorhanden seyn müße, da das weit Vergänglichere noch da sey. Allein niemand wird dieß behaupten wollen, mein Simmias! Denn auch du magst hierüber urtheilen. Ein jeder nämlich wird leicht begreifen, daß dieß zu behaupten eine Thorheit sey; denn der Weber hat beym Weben schon viele Kleider aufgetragen und gewebt, und ist später gestorben, als alle die

(*) ἀλλ᾽ ἔςι πȣ σῶς.

die Kleider, früher aber nur, als das letzte. Man kann also keinesweges hieraus schließen, daß der Mensch von einem schlechtern und minder dauerhaften Stoffe sey. Allein eben so verhält sich die Seele zum Körper; und ich glaube, man würde nichts Unrechtes sagen, wenn man behauptete, die Seele sey von einer langen Dauer, der Körper aber schwächer und währe eine kürzere Zeit. Ich möchte also sagen, daß eine jede Seele, zumal wenn sie viele Jahre lebte, viele Körper vernutze. Denn wenn der Körper des noch lebenden Menschen hinfiele, die Seele aber sich immer ein neues Kleid wieder webte; so müste sie doch endlich bey ihrem Tode ihr letztes Kleid tragen, und früher untergehen, als dieses. Wenn alsdenn die Seele selbst gestorben wäre, so würde sich auch die Schwäche des Leibes zeigen, und schnell derselbe verwesen und verschwinden. Auf diese Weise aber könnten wir nicht gewiß seyn, daß nach unserm Tode unsere Seele fortdauren werde. Denn wenn jemand auch noch mehr, als was du behauptest, einräumen und zugeben wollte, nicht nur, daß unsere Seele vor unsrer Geburt da gewesen, sondern daß auch die Seelen einiger nach dem Tode fortdauren würden, und zu mehrern malen gebohren werden und sterben; (weil das Wesen der Seele so stark sey, daß sie sich in mehrern Geburten erhalten könne,) wenn jemand auch dieß zugäbe; so

wird er doch nicht einräumen, daß die Seele in allen diesen Geburten gar nichts leiden, und daß sie nicht einmal bey dem Tode eines Menschen ihr Daseyn verlieren werde. Diesen Tod, wird er sagen, diese Auflösung des Körpers, die auch der Seele den Untergang bringt, kann niemand erkennen; denn einem Menschen ist es unmöglich, hiervon eine Empfindung zu haben. Wenn aber dieß seine Richtigkeit hat, so geziemet es niemanden, den Tod auf eine thörigte Weise gar nicht zu fürchten, der nicht erweisen kann, daß die Seele völlig unsterblich und des Untergangs unfähig sey. Wer dieß nicht thun kann, der muß immer, wenn er dem Tode nahe ist, seiner Seele wegen besorgt seyn, und befürchten, sie möchte bey der itzigen Trennung vom Körper gänzlich zernichtet werden.

Wir waren alle, wie wir uns einander nachher gestanden, sehr unzufrieden, als wir die Einwürfe des Simmias und des Cebes hörten; weil man uns eine Lehre, wovon wir schon völlig überzeugt waren, wieder verwirrte und ungewiß machte. Nicht nur was bisher gesagt worden, sondern auch alles, was künftig hierüber würde gesagt werden, schien uns ungewiß zu werden, da wir sahen, entweder wir müßten keine zulänglichen Richter seyn, oder auch die Wahrheiten selbst keinen Glauben verdienen.

Echekrates.

Bey den Göttern! mein Phädon! dieß verzeihe ich euch gerne. Denn mir selbst ward, als ich dir zuhörte, nicht anders zu Muthe. Welchem Beweise, dachte ich, werden wir künftig glauben können, da die Gründe des Sokrates, die mich schon völlig überzeugt hatten, mir itzt wieder geraubt werden? Und mir kömmt es ungemein glaublich vor, daß die Seele in einer Harmonie bestehe; und dieses nicht itzt erst, sondern schon vorlängst; denn ich erinnere mich, daß ich auch vormals der Meynung gewesen. Ich brauche also eines ganz neuen Beweises, um es glauben zu können, daß die Seele des Sterbenden nicht mit stirbt. Aber sage mir, beym Jupiter! ich bitte dich, lieber Phädon! wie hat Sokrates den Beweis weiter ausgeführt? ward er auch, so wie ihr, deinem Berichte nach, verdrüßlich, oder nicht? und kam er seinem Beweise ganz gelassen zu Hülfe? und hat er euch Gnüge gethan, oder nicht? dieß alles erzähle so umständlich, als möglich.

Phädon.

Habe ich jemals, mein Echekrates! den Sokrates bewundert, so war es bey dieser Gelegenheit. Daß er eine Antwort bereit hatte, war mir eben nichts Unerwartetes. Was mir vorzüglich bewundernswürdig schien, war erstlich die Sanftmuth,

muth, die Gütigkeit, die Freundlichkeit (*), womit er die Einwendungen dieser jungen Leute aufnahm, sodann wie genau er gemerkt, was für Eindrücke dieselben auf uns gemacht, wie er uns Hülfe verschaffte, wie er uns gleichsam von der Flucht zurück rief, zur Gegenwehr und zur weitern Untersuchung aufmunterte.

Echekrates.

Nun wie denn doch immer?

Phädon.

Das will ich dir sagen. Ich hatte mich ihm zur Rechten gesetzt, auf einem niedrigen Schemel neben dem Bette, so daß er um ein gut Theil höher saß, als ich. Hier nahm er die Hand, streichelte mir das Haupt, und ergriff die Haare, die mir auf der Schulter hiengen; denn so pflegte ers zu machen, wenn er irgend Gelegenheit hatte, über mein Haar zu spassen. Morgen, sprach er, lieber Phädon! wird es um dieß schöne Haar gethan seyn. Ach ja, Sokrates! erwiederte ich. Doch wenn du mir folgen willst; — Nun was denn? fragte ich; — so wollen wir noch heute beyde unser Haar abschneiden, wenn uns unser Beweis so darauf gehen sollte, und wir nicht im Stande wären,

(*) ἀσμένως.

durch eine glückliche Kur ihm wieder aufzuhelfen. Und gewiß, wenn ich an deiner Stelle wäre, und mein Beweis gienge also zu grunde; so würde ich mich gar, wie ehemals die Argiver (*), verpflichten, mein Haar nicht eher wieder wachsen zu lassen, bis ich den Streit erneuert und die Gegengründe des

(*) Im Kriege der Spartaner mit den Argivern wegen der Gränzstadt Thyrea ums J. d. W. 3270 wurden beyde Theile einig, daß statt des ganzen Heeres von jedem Volke 300 Mann mit einander fechten sollten, und welche die Oberhand behalten würden, deren Volke sollte die streitige Stadt zu Theil werden. Dieß geschah, und als die Nacht anbrach, waren von den 600 Leuten nur noch zween Argiver, und ein Spartaner am Leben. Die Argiver liefen, um die Zeitung von ihrem Siege zu überbringen, nach Argos zurück; der Spartaner, Othryades, hingegen blieb auf der Wahlstatt, und plünderte die erschlagnen Argiver. Als den Tag darauf die Lacedämonier sowohl, als die Argiver sich den Sieg zuschrieben; erfolgte ein neues und allgemeines Treffen, worinn die Argiver geschlagen wurden. Diese machten hierauf ein Gesetz, daß kein Argiver eher sein Haar sollte wachsen lassen, bis sie den Lacedämoniern Thyrea wieder abgenommen hätten. Herodotus I, 82. Vergl. Simsons Chron. cathol. ad A. M. 3276.

des Simmias und Cebes besiegt hätte. Aber, sagte ich, mit zween mochte es nicht einmal Herkules aufnehmen (*). So nimm doch mich, versetzte er, als deinen Jolaus mit, weil es noch Tag ist. Nun gut! sagte ich, ich rufe dich denn zu Hülfe, aber nicht als Herkules seinen Jolaus, sondern als Jolaus den Herkules. Das thut nichts zur Sache, erwiederte er. Vor allen Dingen aber müssen wir uns vor einem Fehltritt in acht nehmen. Vor welchem denn? fragte ich. Daß wir nur keine Misologen (**) nicht werden, so wie gewisse Leute Misanthropen zu werden pflegen; denn es ist gewiß nichts Schlimmers, als ein solcher Misolog zu seyn. Und beyde, Misologie und Misantropie pflegen auf gleiche Weise zu entstehen. Die Misantropie, wenn man blindlings ein zu großes Vertrauen in jemanden setzt, und sich einbildet, alles sey bey dem Menschen lauter Wahrheit, lauter gesunder Verstand, lauter Rechtschaffenheit, bald nachher aber findet, daß er böse und treu-

(*) Im Kampfe mit der Hydra, der ein Meerkrebs zu Hülfe kam, hätte Herkules zuletzt unterliegen müssen, wenn er nicht den Beystand des Jolaus gehabt hätte. S. Palæphatus Incredib. cap. 39.

(**) Feinde vernünftiger Gründe.

treulos sey; zumal wenn uns dieß zu mehrern malen, und so gar von denen wiederfährt, die wir für unsere besten und vertrautesten Freunde gehalten. Alsdenn wird man unwillig, wirft seinen Haß auf alle, und glaubt bey niemanden mehr etwas Gesundes zu finden. Oder (*) hast du nicht bemerkt, daß es also zu gehen pflegt?

Sehr wohl, erwiederte ich.

Ist dieß aber nicht schändlich? und zeiget es nicht, daß sich ein solcher Mensch ohne den Gebrauch der nöthigen Klugheit in die große Welt wagt? Denn wenn er sich der gehörigen Klugheit im Umgange mit andern bediente; so würde er sich die Sache so vorstellen, wie sie ist, und finden, daß der sehr guten und bösen Menschen wenige sind, derer aber, die in der Mitte zwischen beyden stehen, die meisten.

Wie sagst du? fragte ich.

So wie, sagte er, in Ansehung des sehr Großen und des sehr Kleinen. Was ist wohl seltner,

(*) ἢ οὐκ ᾔσθησαι.

ner, als einen Menschen einen Hund oder ein anderes Geschöpf zu finden, daß sehr groß oder sehr klein, außerordentlich schnell oder langsam, schön, häßlich, weiß, schwarz, u. s. w. sey. Oder hast du nicht bemerkt, daß bey allen diesen Dingen das Aeußerste an beyden Seiten wenig und selten, das Mittlere aber viel und häufig ist?

Allerdings! sagte ich.

Meynst du nicht, versetzte er, wenn für die Bosheit ein Preis ausgesetzt würde, daß der Bösewichter vom ersten Range sehr wenige seyn würden?

Es ist natürlich, erwiederte ich.

Freylich ist es natürlich! Allein um weiter zu kommen, (denn ich bin durch dich auf diesen Abweg geleitet worden;) so findet sich eben hierinn zwischen den Vernunftschlüßen und den Menschen keine Aehnlichkeit, sondern vielmehr darinn, wenn jemand ohne gehörige Untersuchung und die dazu erforderliche Geschicklichkeit eine Lehre für wahr hält, kurz darauf aber sie wiederum unwahr zu finden glaubt, sie möchte es nun seyn, oder nicht; und zumal wenn dieß jemanden öfters begegnet. Vornehmlich pflegt es denen also

zu gehen, die sich gewöhnt haben Einwürfe (*) zu machen. Diese, wie du weißt, bilden sich am Ende ein, klüger als alle andere, und die einzigen zu seyn, die das Geheimniß erfunden, daß nichts in der Welt, weder die Wahrheiten selbst, noch die Beweisthümer dazu sicher und zuverläßig seyn, sondern daß alles, wie auf dem Euripus (**), auf und nieder schwanke, und keinen Augenblick auf einer Stelle bleibe.

Es ist freylich wahr, erwiederte ich.

Wäre es also nicht, lieber Phädon! ein bejammernswerthes Unglück, wenn bey einer wahren und gewissen Lehre, die auch zu begreifen wäre, gleichwohl jemand sich von der Wahrheit entfernte und ungewiß würde (***), wenn er durch Anhörung solcher Gründe, die bald wahr, bald falsch zu seyn scheinen, dahin verleitet würde, daß er sich selbst und seiner Unfähigkeit keine Schuld gäbe, son-

(*) ἀντιλογικοὺς halte ich für die wahre Lesart.

(**) Dem Meerstrudel zwischen Euböa und Attica.

(***) καὶ ἀπορῶν muß hier unserm Bedünken nach statt ἀπορῇ gelesen werden, oder auch, ἀπορῇ, καὶ.

sondern zuletzt aus Unwillen alle von sich auf die Gründe schöbe, und die ganze übrige Zeit seines Lebens alle vernünftige Gründe hassete und verabscheuete, alle Wahrheit und alle Erkänntniß von sich ferne seyn ließe?

Ja wohl, beym Jupiter! sagte ich, wäre dieß bejammernswehrt.

Wir müssen also vor allen Dingen uns hiervor in acht nehmen, und uns zu überzeugen suchen, daß nicht die Wahrheiten selbst ungewiß und schwankend, sondern daß unser Verstand nicht rein genug sey, um sie zu erkennen. Wir müssen wie Männer denken, und uns durch einen mislungnen Versuch, unsern Verstand aufzuklären, nicht abschrecken lassen. Wir alle sind dazu verpflichtet; du und die übrigen eures noch bevorstehenden ganzen Lebens, ich des Todes halber. Und vielleicht dürfte ich in diesem Stücke nicht so wohl wahrheitliebend, als vielmehr nach Art unwissender Leute, rechthaberisch scheinen. Denn diese, wenn worüber gestritten wird, bekümmern sich nicht, wie die Sache an sich selber beschaffen sey, wenn nur ihre Meynung den Beyfall der Anwesenden erhält. (*) Ich selbst glaube nur in einem Stücke von diesen Leuten

 unter-

(*) ταυτὰ δόξῃ.

unterschieden zu seyn. Denn ich suche eben nicht die Anwesenden von meiner Meynung zu überführen; wenigstens ist dieß bey mir nur eine Nebenabsicht; sondern mich selbst von der Wahrheit derselben aufs stärkste zu überzeugen. Denn ich denke so, liebster Freund! und siehe, mit was für einer Begierde, alle Vortheile zu erhaschen: Ist das, was ich behaupte, wahr, so thue ich wohl, daß ich mich davon überzeuge; ist aber mit dem Tode alles für uns aus, so gewinne ich doch dieses, daß ich in der Zeit, die ich noch zu leben habe, meinen Freunden durch Klagen nicht beschwerlich falle. Doch diese meine Unwissenheit wird nicht immer währen, und vielmehr, (oder es müßte schlimm zugehen (*),) bald aufhören. In dieser Verfaßung, Simmias und Cebes! wende ich mich zur Untersuchung. Ihr aber, wenn ihr mir folgen wollt, so achtet wenig auf den Sokrates, und weit mehr auf die Wahrheit. Glaubt ihr, daß ich Recht habe, so gebt mir Beyfall; wo nicht, so widersetzt euch auf alle Weise, und nehmt euch wohl in acht, daß ich nicht aus gar zu großer Liebe für meine Meynung, mich selbst und euch hintergehe,

und

(*) Anstatt καινὸν γὰρ ἂν ἦν ist vermuthlich κακὸν, oder δεινὸν γὰρ ἂν ἦν zu lesen.

und wie eine Biene, die ihren Stachel zurück läßt, davon gehe.

Wir wollen also anfangen. Ihr aber erinnert mich, wenn ich etwas von dem, was ihr gesagt habt, nicht recht gefaßt hätte. Simmias, wie ich sehe, glaubt mir noch nicht und fürchtet, die Seele, obgleich göttlicher und vortrefflicher als der Körper, möchte doch, weil sie eine Harmonie sey, früher, als dieser, untergehen. Cebes hingegen schien mir zwar zuzugeben, daß die Seele länger währe, als der Körper; allein niemand, sagt er, könne behaupten, daß die Seele nicht, nachdem sie öfters und viele Körper überlebt, bey ihrer letzten Trennung vom Körper selbst ihre Wirklichkeit verlieren, und dieser Tod auch der ihrige seyn werde, da der Körper nie aufhöre vergänglich zu seyn. Ist es nicht dieses, Simmias und Cebes! was wir untersuchen müssen?

Eben dieses, sagten beyde.

Leugnet ihr also, fragte Sokrates, alles, was bisher gesagt worden, oder nur einiges?

Einiges, sagten sie, nehmen wir an, anderes nicht.

Was haltet ihr aber von dem Satz, den wir behaupteten, daß das Wissen und Lernen ein Erinnern sey, und daß hieraus folge, daß unsere Seele schon, ehe sie in den Körper eingeschloßen worden, da gewesen.

Hiervon, sagte Cebes, hast du mich sehr bündig überzeugt, und wenn ich etwas für wahr halte, so ist es dieses.

Auch ich bin der Meynung, sagte Simmias, und es würde mich wundern, wenn ich jemals etwas anders annehmen sollte.

Allein du wirst es müssen, lieber Thebaner! erwiederte Sokrates, wenn du bey der Meynung bleibst, daß die Harmonie etwas zusammengesetztes sey, und die Seele eine Harmonie, die in der Organisation des Körpers bestehe. Denn du wirst doch nimmer annehmen, daß eine Harmonie eher zusammengesetzt gewesen, als die Dinge, aus welchen sie mußte zusammengesetzt werden. Oder möchtest du es annehmen?

Keinesweges! lieber Sokrates!

Du siehst also, daß du dir widersprichst, wenn du behauptest, daß die Seele schon da sey, ehe sie

in

in den menschlichen Körper trete, und daß sie aus Dingen zusammengesetzt sey, die selbst nirgends anzutreffen sind. Denn siehe nur, die Harmonie ist das nicht, wofür du sie ausgiebst. Die Leyer, die Saiten und die Töne sind an und für sich nicht harmonisch; sondern aus ihnen zusammengenommen entstehet die Harmonie, und geht auch zuerst wieder verloren. Wie wirst du also diesen Satz von der Seele, als einer Harmonie des Körpers, mit jenem andern reimen können?

Unmöglich, sagte Simmias.

Wenn man aber von einem Vortrage fordern kann, daß er mit sich selber einstimmig sey; so sollte es doch auch wohl derjenige seyn, der von der Harmonie handelt?

Ja wohl sollte er es, sagte Simmias.

Dieser aber, fuhr Sokrates fort, ist es nicht. Allein sage mir, was möchtest du lieber annehmen, daß das Lernen ein Erinnern, oder daß die Seele eine Harmonie sey?

Viel lieber das erste, mein Sokrates! denn das letztere habe ich ohne Beweis angenommen, nur nach einer gewissen Wahrscheinlichkeit und Schick-

Schicklichkeit, wornach es auch viele annehmen. Allein ich weiß wohl, daß Beweise, die sich nur auf Wahrscheinlichkeiten gründen, betrügerisch sind, und wie sehr sie jemanden, wenn man sich nicht in Acht nimmt, in die Irre führen können, sowohl in der Geometrie, als in allen andern Wissenschaften. Jenes aber, daß das Lernen ein Erinnern sey, haben wir nach einer richtigen Voraussetzung angenommen. Und um deßwillen, dünkt mich, muß man es weder von mir, noch von einem andern annehmen, daß die Seele eine Harmonie sey.

Wie nun aber? mein lieber Simmias! kann wohl die Harmonie oder irgend eine andere Zusammensetzung sich anders verhalten, als die Dinge, aus welchen sie zusammengesetzt ist?

Keinesweges!

Auch nichts anders thun, oder leiden, als jene?

Simmias bejahte dieses.

Weit gefehlt also, daß die Harmonie sich anders bewegen, oder anders klingen, oder sonst auf irgend eine andere Weise ihren Bestandtheilen zuwider handeln sollte!

Nein,

Nein, gewiß nicht! erwiederte Simmias.

Besteht aber nicht das Wesen der Harmonie, eine jede Harmonie in der Uebereinstimmung?

Dieß ist mir nicht vollkommen deutlich, versetzte Simmias.

Ey! begreifst du es denn nicht? Wenn die Uebereinstimmung ausgebreiteter und stärker ist, in so ferne dieses statt hat; ist die Harmonie nicht alsdenn auch vollkommener und stärker? Im Gegentheil, wenn sie geringer und eingeschränkter ist, ist es nicht auch die Harmonie?

Freylich!

Findet aber dieses auch wohl bey der Seele statt? Kann eine Seele auch nur im geringsten mehr oder minder Seele seyn, als eine andere?

Im geringsten nicht.

Allein, beym Jupiter! sagt man nicht, daß eine Seele Vernunft und Tugend besitze, und daß sie gut sey? Schreibt man nicht einer andern Unvernunft und Bosheit zu, und sagt, daß sie böse sey, und zwar mit Recht?

Allerdings mit Recht!

Wenn jemand also die Seele für eine Harmonie hält, wofür wird er denn die Dinge halten, die in der Seele sind, die Güte nämlich und die Bosheit? Etwa noch für eine andere Harmonie, und für eine Dissonanz? Soll denn villeicht die eine Seele, die gute nämlich, zusammengestimmt seyn, und in sich noch eine Harmonie enthalten?

Ich weiß nicht, wie ich dieses beantworten soll, versetzte Simmias. Allein nothwendig muß jemand, der dieser Meynung ist, etwas dergleichen annehmen.

Vorhin aber ist schon zugegeben, erwiederte Sokrates, daß keine Seele mehr oder minder Seele sey, als eine andere; und dieß heißt, daß auch keine Harmonie, weder in extensiven noch im intensiven Grade, mehr oder minder Harmonie sey, als eine andere. Nicht wahr?

Freylich!

Und daß also bey der Harmonie, die nicht stärker und nicht schwächer seyn könne, auch keine stärkere und schwächere Uebereinstimmung statt finde? Nicht?

Ja!

Bey

Bey der also nicht mehr und nicht weniger Uebereinstimmung anzutreffen, ist diese einer größern und geringern Harmonie fähig, oder nur einer gleichen?

Nur einer gleichen.

Nicht wahr? So ist denn die Seele, da eine weder mehr noch minder Seele ist, als eine andere, auch weder mehr noch minder harmonisch?

So ist es.

Bey dieser Eigenschaft derselben wird auch bey ihr weder mehr Dissonanz noch Harmonie anzutreffen seyn?

Freylich!

Folglich wird bey keiner Seele mehr Bosheit oder Tugend anzutreffen seyn, als bey einer andern, wenn nämlich die Bosheit eine Dissonanz, die Tugend eine Harmonie ist?

Bey keiner mehr.

Nach einer richtigen Folge also, lieber Simmias! wenn die Seele eine Harmonie ist, so muß keine irgend einer Bosheit fähig seyn; denn eine vollkommene Harmonie kann nichts Unharmonisches an sich haben.

Freylich nicht!

Also auch eine Seele, die eine wahre Seele ist, keine Bosheit?

Allerdings nach dem, was vorhin gesagt worden.

Und nach dieser Annehmung werden alle Seelen aller lebenden Geschöpfe gleich gut seyn, wenn sie nur wirkliche Seelen sind.

Mich dünkt, ja, Sokrates!

Allein dünkt es dich auch recht, und daß man so schließen könne, und hältst du noch die Voraussetzung, daß die Seele eine Harmonie sey, für wahr?

Keinesweges! versetzte jener.

Weiter also. Kennst du beym Menschen etwas anders, das die Herrschaft führt, als die Seele, zumal wenn sie vernünftig ist?

Nein! ich nicht.

Die den Trieben des Körpers immer nachgiebt, oder die auch in manchen Fällen sich ihnen widersetzt, so daß (*) sie z. B. wenn bey großer Hitze der Körper sich

(*) Statt ὡς εἰ lese ich ὥσει.

sich zum Trinken neigt, ihn davon abhält, oder wenn er hungrig ist, ihn nicht essen läßt? Tausend dergleichen Fälle kommen vor, worinn die Seele sich dem Körper widersetzt. Nicht wahr?

Allerdings!

Nun aber haben wir dagegen oben schon eingestanden, daß sie als eine Harmonie den Dingen, worauf sie gespannt, nachgelassen, oder geschlagen, oder auf eine andere Weise hervorgebracht wird, nicht zuwider töne; vielmehr folge sie ihnen immer, und sey nie ihre Führerin.

Freylich haben wir dieses eingestanden.

Wie aber? sehen wir denn nicht, daß die Seele diesem ganz zuwider die Herrschaft über alle die Dinge führt, aus welchen man glaubt, daß sie zusammengesetzt sey, und fast ihr ganzes Leben hindurch sich denselben widersetzt, und auf alle Weise herrscht? Oft straft sie stärker, und verursacht Schmerzen, wie in der Fechtschule und bey den Aerzten, oft auch gelinder; bald droht sie, bald ermahnt sie uns, den Lüsten, dem Zorn und der Furcht zu widerstehen, als ob eine Natur mit der andern stritte. Diesen Zug hat auch Homer in seiner Odyssee angebracht, wo Ulyßes

Sich an die Brust schlägt, und zu seinem Herzen spricht:
Sey fest mein Herz! denn du trugst härtre Leiden schon.

Glaubst du, daß Homer, indem er dieß schrieb, die Seele für eine Harmonie, und den Begierden des Körpers unterworfen; oder vielmehr, daß er sie für eine solche, die diese lenke und beherrschte, und daß er sie für etwas weit Göttlicheres gehalten?

Beym Jupiter! liebster Sokrates! für eine Harmonie denke ich nicht.

Es steht uns also wohl nicht an, bester Freund! die Seele für eine Harmonie zu halten; denn, wie du siehst, wir würden dem Homer, dem göttlichen Dichter widersprechen, und uns selbst.

Dieß bejahte Simmias.

Nun gut! sagte darauf Sokrates, mit der thebanischen Harmonie (*) wären wir also noch so ziem-

(*) Sokrates nennt sie also mit einer Anspielung auf den Geburtsort des Simmias, der sie vorgetragen, und wo die Musik stark getrieben ward. Das folgende, wie wollen wir den Cadmus besänftigen? ist nicht minder eine Anspielung auf den gleichfalls theba-

ziemlich fertig geworden; Allein, lieber Cebes! wie wollen wir doch den Cadmus besänftigen, und was werden wir da für Gründe brauchen?

Du wirst schon welche aufsuchen, erwiederte Cebes. Ganz wider mein Vermuthen hast du die Harmonie mit vortrefflichen Gründen bestritten. Als Simmias seinen Einwurf vorbrachte, wunderte ich mich sehr, daß jemand sich seiner Gründe bedienen konnte. Daher kam es mir seltsam vor, daß er nicht einmal deinen ersten Angriff aushielt. Und es würde mich nicht wundern, wenn es dem Grunde des Cadmus eben so ergienge.

Sachte, mein guter Cebes! denn wie leicht könnten wir nicht bezaubert werden, und unser Beweis stecken bleiben. Doch dafür wird Gott sorgen. Wir aber, mit dem Homer zu reden, wollen einander näher rücken, und sehen, ob du etwas Wichtiges einzuwenden hast. Das Hauptsächlichste, was du verlangst, ist: es soll außer allen Zweifel gesetzt werden, daß unsre Seele unzerstör-

thebanischen Ursprung des Cebes; denn Cadmus ist bekannter maßen der Erbauer von Theben.

(*) ταυ̃τα lese ich statt ταῦτα.

bar und unsterblich sey, damit ein Weltweiser, wenn er beym Sterben gutes Muths und der gewissen Hoffnung ist, er werde in jenem Leben weit glücklicher seyn, nicht als ein Thor handle, und sich eine thörichte Hoffnung mache. Denn wenn man gleich darthue, daß unsere Seele von einer großen Stärke und den Göttern ähnlich sey, und daß sie schon vor unsrer Geburt da gewesen; so zeige doch dieß alles noch nicht ihre Unsterblichkeit, sondern nur so viel, daß die Seele von langer Dauer sey, und daß sie schon eine sehr lange Zeit vorher irgendwo existirt, vieles erkannt und gethan habe. Für unsterblich könne man sie deswegen nicht halten; vielmehr sey eben ihr Eintritt in den Körper, gleich einer Krankheit, der Anfang ihres Untergangs; daher sey sie in diesem Leben so elend, und werde endlich auch beym Tode eines Körpers untergehen. Die Seele möge auch nur einen oder mehrere Körper annehmen; in unserer Furcht vor dem Tode könne dieß keinen Unterschied machen; denn wenn jemand kein Thor sey, so habe er Ursache (*) sich zu fürchten, da er nicht wisse und nicht erweisen könne, daß die Seele unsterblich sey. Dieses, glaube ich, war es, mein Cebes! was du einwandtest. Und mit gutem Vorbedacht wiederhohle

(*) προσήκειν.

hohle ich es öfters, damit uns nichts entwische, und wenn du vielleicht noch etwas hinzuthun oder zurücknehmen wolltest.

Noch, erwiederte Cebes, kann ich weder etwas zurücknehmen, noch hinzufügen.

Sokrates schwieg hierauf einige Zeit, und schien etwas bey sich zu überdenken. Du forderst nichts geringes, mein Cebes! sagte er endlich; denn wir müssen itzt nothwendig den Ursachen des Entstehens und des Vergehens der Dinge nachforschen. Ich will dir also, wenn du Vergnügen daran findest, erzählen, wie es mir hiermit ergangen. Du magst alsdenn, wenn dir etwas in meiner Rede vorkömmt, das du brauchen kannst, es zu deiner Ueberzeugung dienen laßen.

Das will ich sehr gerne, versetzte Cebes.

Ich will also erzählen, und du mußt zuhören. Als ich jung war, lieber Cebes! hatte ich eine ausserordentlich große Liebe zu der Wissenschaft, die wir die Naturlehre nennen; denn es schien mir doch etwas nicht Gemeines zu seyn, von einem jeden Dinge die Ursachen zu wissen, wodurch es entsteht, wodurch es vergeht, und wodurch es da ist. Und oft hab ichs mir recht sauer werden lassen, wenn ich wissen wollte, ob auch, nachdem das

Wärme und das Flüßige in eine Fäulniß übergegangen, wie einige wollen, Thiere sich erzeugten, ob es das Blut sey, wodurch wir denken, oder die Luft, oder das Feuer, oder nichts von allen diesen, sondern das Gehirn, das die Empfindungen des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs in uns hervorbringe, ob aus diesen alsdenn das Gedächtniß und die Bilder unsrer Vorstellung entstünden, aus dem Gedächtniße aber und den Bildern unsrer Vorstellung, wenn sie zur Ruhe gelangt, die Erkänntniß. Indem ich ferner dem Untergehen der Dinge und den Veränderungen des Himmels und der Erde nachdachte, so schien ich mir zuletzt zu dieser Untersuchung so ungeschickt zu seyn, daß nichts darüber. Davon will ich dir einen zulänglichen Beweis geben. Da ich vorher etwas ganz deutlich einsah, so wie es mir und auch andern vorkam; so hatte mich itzt jene Untersuchung so blind gemacht, daß ich auch das wieder verlernte, was ich damals einzusehen glaubte, nebst vielen andern auch die Ursache des Wachsthums bey dem Menschen. Denn vorhin hielt ich dafür außer allem Zweifel das Eßen und das Trinken. Denn indem sich, dachte ich, von den Speisen dem Fleische, den Knochen und so auch den übrigen Theilen des Körpers die gehörigen Theile ansetzen, so wird aus einer anfangs kleinen Maße endlich

eine große, und ein kleiner Mensch groß. So dachte ich damals, und, dünkts dich nicht? ganz vernünftig.

O ja! sagte Cebes.

Und noch eins. Ehedem glaubte ich nicht zu irren, wenn ich einen großen Menschen bey einem kleinen stehen sah, oder ein Pferd bey einem andern, und behauptete, das eine sey um einen Kopf größer, als das andere. Und mit noch größerer Gewißheit schienen mir Zehn mehr zu seyn, als Acht, weil zu diesen Zwey hinzukommen, und anderthalb Ellen mehr, als eine Elle, weil sie eine halbe mehr enthalten.

Und wie stellst du dir itzt die Dinge vor? fragte Cebes.

Beym Jupiter! itzt glaub ich weit davon entfernt zu seyn, daß ich von einem dieser Dinge den Grund einsehe, so weit, daß ich meinem eignen Urtheile nicht traue, und nicht weiß, wenn zu Einem noch Eins hinzukömmt, ob alsdenn aus dem, wozu das Andere hinzugekommen, Zwey werden, oder aus beyden. Denn ich wundre mich darüber, daß jedes für sich allein nur Eins war, und daß sie damals noch nicht Zwey waren; nachdem sie aber mit einander verbunden worden, daß eben dieses

die Ursache abgegeben, wodurch sie Zwey geworden, ihre Zusammenkunft nämlich, da sie neben einander gestellet worden. So auch, wenn jemand etwas theilt, so kann ich mich noch immer nicht überreden, daß diese Theilung die Ursache sey, wodurch aus Einem Zwey entstanden. Denn dieser Entstehungsgrund zweyer Dinge ist jenem entgegengesetzt. Oben sahen wir zwey Dinge dadurch entstehen, daß eins mit dem andern näher verbunden und zusammengesetzt ward, itzt durch die Trennung und Absonderung des Einen von dem Andern. Auch noch immer, indem ich dieser Methode folge, kann ich mich selbst nicht bereden, daß ich wiße, warum etwas Eins sey, und mit einem Worte von keiner Sache, wodurch sie entstehe, untergehe oder da sey. Und vergebens suche ich einen andern Weg, da ich auf diesem nicht glücklich bin.

Indessen als ich einmal den Anaxagoras, wie er sagte, aus einem Buche vorlesen hörte, daß der Verstand alles anordne, und von allem der Urheber sey, so ergetzte ich mich an dieser Ursache der Dinge, und gewißermaßen schien es mir wahr zu seyn, daß von allen der Verstand der Urheber sey; und ist es wahr, dachte ich, daß dieser alles ordnet und einrichtet, so hat gewiß auch alles den besten und ihm gehörigen Platz bekommen. Wenn also jemand von jedem Dinge die Ursache, wodurch es ent-

entsteht, untergeht oder da ist, finden wollte, so dürfte er nur ausfündig machen, auf welche Weise es demselben das Beste sey, da zu seyn, oder sonst irgend etwas zu leiden oder zu thun. Und aus diesem Grunde hätte jemand, sowohl in Absicht auf sich, als auf andere Dinge, nichts weiter zu untersuchen, als welches von allen das Vorzüglichste und das Beste sey. Nothwendig aber müßte ein solcher Mann auch das Schlechtere kennen, da dieses einerley Kenntniß erfordert. Indem ich also dieß bey mir überlegte, glaubte ich zu einer glücklichen Stunde einen Lehrer den Anaxagoras gefunden zu haben, der mir den Verstand als die Ursache aller Wesen angab, und mir auf die Weise zeigte, ob die Erde platt oder rund sey, und zugleich hiervon die Ursache und Nothwendigkeit bekannt machte, indem er mir zeigte, was das Beste, und daß diese Beschaffenheit für sie die beste sey; der mir sagte die Erde sey in der Mitte gelegen, und zugleich mich belehrte, daß dieses das Schicklichste sey. Ich entschloß mich also, wenn er mich hiervon würde überzeugt haben, keine andere Art von Ursachen anzunehmen. Dasselbe nahm ich mir in Absicht auf den Himmel vor, und glaubte es auch bey der Sonne, dem Monde und den übrigen Sternen in Absicht auf ihre Geschwindigkeit unter einander, ihre

ihre Umläufe und übrigen Veränderungen wahr zu finden, daß nämlich alles das, was sie thun und leiden (*), das Beste zu thun und zu leiden sey. Denn ich glaubte nicht, daß derjenige, der da sagte, alles sey vom Verstande geordnet, zu dieser Ursache, daß die Beschaffenheit eines jeden Dinges von allen die beste sey, noch eine andere hinzunehmen würde. Er wird, dachte ich, bey Angebung der Ursachen einem jeden Dinge das Beste und allen das Gute zuschreiben. Nicht um vieles hätte ich die Hoffnungen, die ich mir damals machte, hingegeben. Mit großer Begierde ergriff ich die Bücher, um sie aufs geschwindeste durchzulesen, und daraus das Beste und das Schlimmste kennen zu lernen. Und mit dieser vortrefflichen Hoffnung, Freund! lese ich weiter, und da finde ich, daß der Mann sich des Verstandes nicht weiter bedient, sondern andere Ursachen (**) von der Anordnung der Dinge angiebt, und mir die Luft, den Aether, das Wasser und manches andere Un-

statt-

(*) ἅ ποιεῖ καὶ πάσχει.

(**) Anstatt ὀυδέ τινας αἰτίας, dünkt mich, müsse man lesen ἀλλὰ ἄλλας τινὰς αἰτίας, und anstatt ἀέρας δέ καὶ αἰθέρας, ἀέρας τε καὶ αἰθέρας.

statthafte, als Ursachen der Dinge nennt. Recht so schien ers mir zu machen, als wenn jemand vom Sokrates sagte, er thue alles nach Maasgebung des Verstandes, und nachher doch von Allem die Ursachen angeben wollte; z.B. von meinem Sitzen, mein Körper sey aus Knochen und aus Sehnen zusammengesetzt, wovon die Knochen fest wären, und durch Abstände von einander abgesondert, die Sehnen aber könnten angespannt und nachgelassen werden, und diese umgäben zugleich mit dem Fleische und der Haut die Knochen; die Sehnen aber durch ihr Nachlassen und Anziehen machten mich vermögend, die Glieder zu krümmen, und dieß sey die Ursache, warum ich hier gekrümmt sitze. Auf die Weise könnte man auch von meiner gegenwärtigen Unterredung verschiedene Gründe angeben, die Stimmen, die Luft, das Gehör, u. d. m. ohne auf die wahre Ursache zu denken, nämlich daß, nachdem es den Atheniensern gut gedünkt hat, mich zu verurtheilen, ich es auch für besser und gerechter gehalten, hier zu sitzen, und meine Strafe von ihnen zu erwarten. Denn, bey meiner Treue! diese Sehnen und diese Knochen könnten itzt zu Megara oder bey den Böotiern seyn, wenn ich hätte der Vorstellung, die man sich von dem Besten gemeiniglich macht, folgen wollen; wenn ich es nicht für gerechter und anständiger gehalten, der Strafe mich zu unterwerfen, die mir der Staat

aufle-

auflegen würde, als zu fliehen und davon zu gehen. Allein jene Dinge Ursachen zu nennen, wäre sehr unschicklich. Wenn aber jemand sagte, daß ich ohne Knochen, Sehnen und dergl. m. zu haben meiner Meynung nicht hätte folgen können, so würde er freylich daran nichts Unrechtes sagen; allein zu behaupten daß ich eben um dieser Ursachen willen alles das thue, was ich thue, und nur in so weit mit meinen Verstande handle, nicht nach der Wahl des Besten, dieß wäre gewiß die größte Ungereimtheit. Denn wer so urtheilte, würde nicht unterscheiden die wahre Ursache eines Dinges von dem, ohne welches die Ursache selbst keine Ursache ist. Gleichwohl thun dieß, wie mich dünkt, viele, die wie im Finstern herumtappen, und bedienen sich eines fremden Namens. So läßt der eine den Himmel sich um die Erde wälzen und diesen stille stehen, ein anderer unterstützt sie, gleich einem breiten Gefäß mit der Luft. Um die Kraft selbst, wodurch sie also befestigt und gegründet ist, daß eine bessere Anordnung und Lage unmöglich, um diese bekümmern sie sich nicht. Sie glauben nicht, daß eine göttliche Kraft dabey sey, und bilden sich ein, einen Atlas, der weit stärker und unsterblicher sey, der alles weit vollkommener zusammenhalte, gefunden zu haben; daß das wahrhaftig Gute und Anständige alles binde und halte, glauben sie nicht. Gerne also wäre ich bey der Untersu-

chung

chung der Ursachen der Dinge eines jeden Schüler geworden; allein, nachdem ich nirgends den Unterricht gefunden, da ich weder selbst die Wahrheit finden noch sie von andern lernen konnte; so habe ich eine zwote Fahrt zu dieser Untersuchung unternommen. Verlangst du, daß ich dir auch von dieser Nachricht gebe? lieber Cebes!

Gar sehr wünsche ich es, erwiederte dieser.

Endlich also, versetzte Sokrates, nachdem ich über der Untersuchung ermüdet war, hielt ich dafür, ich müßte mich hüten, daß es mir nicht so ergienge, wie denen, die die Sonne betrachten, wenn sie verfinstert wird. Diese verlieren bisweilen das Gesicht, wenn sie nicht im Wasser, oder sonst durch irgend etwas das Bild der Sonne betrachten. Dieß erwog ich, und fürchtete, mein Geist möchte eben so verfinstert werden, wenn ich mich bey Betrachtung der Dinge der Augen und der übrigen Sinne bediente. Ich nahm also zu Vernunftschlüßen meine Zuflucht, um mit Hülfe dieser die Wahrheit zu untersuchen. Doch vielleicht ist, wie ich sehe, meine Vergleichung nicht völlig passend. Denn mit nichten gebe ich zu, daß, wer sich in seinen Untersuchungen der Vernunftschlüße bedient, die Dinge mehr in Bildern beschaue, als der sie selbst betrachtet. Diesen Weg also hab ich einge-

schlagen,

schlagen, und, nachdem ich einen Vernunftschluß, den ich für den stärksten halte, vorausgesetzt, so nehme ich das, was mit diesem übereinstimmt, sowohl in Absicht auf die Ursachen der Dinge, als in allem Uebrigen, für wahr an, und was ihm widerstreitet, halte ich für falsch. Doch ich muß dir meine Meynung noch deutlicher machen; denn wie mich dünkt, verstehst du mich noch nicht.

Nein, beym Jupiter! sagte Cebes, noch begreife ich nicht recht, was du sagen willst.

Und gleichwohl, versetzte Sokrates, sage ich itzt nichts Neues, sondern das, was ich immer behauptet habe. Ich fahre nur fort dir die Art der Ursache zu zeigen, womit ich mich immer beschäftigt, und ich bin itzt wieder bey dem, was ich so oft eingeschärft habe, und mache den Anfang damit, daß ich voraussetze, daß das Schöne, das Gute, das Große u.d.m. etwas Wirkliches sind. Giebst du mir dieses zu; so hoffe ich dir auch hieraus die Ursache zu zeigen, und zu erweisen, daß unsere Seele unsterblich sey.

Dieß habe ich schon zugestanden, erwiederte Cebes. Du kannst also immer weiter fortfahren.

Ueberlege also, was ich dir sage, und ob dir dieß eben so vorkömmt, wie mir. Wenn es ausser

dem

dem Schönen noch etwas schönes giebt; so ist dieß, wie mich dünkt, aus keiner andern Ursache schön, als weil es mit dem Schönen etwas gemein hat. Und so verhält es sich, denke ich, überhaupt mit allen Dingen. Bist du mit dieser Ursache zufrieden?

O ja!

Weiter also sehe ich nichts, und kann mir von den übrigen schönen Gründen, die man angiebt, noch keinen Begriff machen. Wenn mir aber jemand sagt, etwas sey schön, entweder weil es eine blühende Farbe habe, oder seiner Gestalt wegen, oder auch sonst eine Ursache angiebt; so laße ich dieß alles fahren; (denn immer verwirre ich mich hierinn,) das aber nehme ich schlechtweg und vielleicht als ein sehr unwissender Mann an, daß nichts anders etwas Schönes hervorbringen könne, als die Gegenwart oder Gemeinschaft des Schönen, auf welche Weise und woher sie auch immer entstanden. Denn hiervon möchte ich nichts mit Gewißheit behaupten, sondern nur das, alles Schöne werde schön durch das Schöne. Dieß halte ich für die sicherste Antwort, die ich mir selbst, wenn ich mich hierum befrage, und andern geben kann. Und hierauf steife ich mich, und glaube, daß ich nie fehlen werde, wenn ich mir selbst und andern

diese Antwort gebe, das Schöne werde schön durch das Schöne. Dünkt es dich nicht, Cebes?

Freylich!

Und auf eben die Weise behaupte ich, daß große und größere Dinge es durch die Größe werden, und kleine durch die Kleinheit.

Recht!

Du wirst es also nicht einmal glauben, wenn man dir von jemanden sagt, daß er um einen Kopf größer oder kleiner sey, als ein anderer; sondern immer nichts anders behaupten wollen, als daß ein jedes Ding, das größer ist als ein anderes, es nur durch die Größe und eben der Größe wegen, das Kleinere durch nichts anders, als durch die Kleinheit, und eben dieser Kleinheit wegen kleiner sey, aus Furcht, denke ich, es möchte ein anderer falsche Sätze daraus herleiten, wenn du sagtest, daß jemand um einen Kopf größer sey, als ein anderer; einmal, daß eben dadurch das Größere größer, das Kleinere kleiner sey; sodann, daß der Kopf, der doch nur klein ist, jemanden größer mache. Denn dieß wäre doch was Monströses, wenn das Kleine jemanden groß machen könnte. Oder würdest du dieß nicht befürchten?

Ich allerdings! sagte Cebes, und lachte.

Ich

Und um eben dieser Ursache willen, versetzte Sokrates, möchtest du auch wohl nicht sagen, daß Zehn um Zwey mehr wären, als Acht? Man könnte denken, sie wären es nur um deßwillen, nicht um der Mehrheit willen und durch dieselbe; und so auch, daß die Hälfte anderthalb Ellen größer mache, als eine Elle, und nicht die Größe. Denn auch dieß müßtest du befürchten.

Allerdings!

Und wenn zu Einem noch Eins hinzukömmt, würdest du dich nicht scheuen zu sagen, dieser Zusatz sey die Ursache, wodurch sie zwey würden; und wenn etwas getheilt wird; daß alsdenn eben dieses die Theilung wirke? Vielmehr wirst du immer mit lauter Stimme behaupten, du wissest von keinem Dinge nicht, auf welche Weise es sonst etwas werde, als durch die Theilnehmung an dem jedem Dinge eigenen Wesen, und darum auch keinen andern Grund anzugeben, wodurch die Zwey entstanden, als durch die Theilnehmung an der Zahl Zwey. Alle Dinge, die Zwey werden wollten, müßten hieran Theil nehmen, und an der Einheit alle, die Eins werden wollten. Alle die Theilungen aber und Verbindungen und die übrigen Spitzfindigkeiten wirst du fahren lassen, und solche Antworten denen, die klüger sind, als du, überlaßen. Du aber wirst dich,

wie man zu sagen pflegt, vor deinem eigenen Schatten und vor deiner Unwissenheit fürchten, und immer nach jener gewissen Voraussetzung nichts anders antworten. Wenn aber ein anderer dieselbe Voraussetzung annimmt, so wirst du sie so lange gut seyn lassen, und nicht eher etwas weiter antworten, bis du das daraus Hergeleitete untersucht hast, ob es dir mit einander übereinstimmt, oder sich widerstreitet. Und wenn du selbst von der Voraussetzung Rechenschaft geben sollst, so wirst du sie auf die Weise geben, daß du wieder eine andere Hypothese, die du für die beste hältst, vorausschickst, bis du auf etwas Gewisses kömmst. Du wirst aber nicht, wenn du eine Wahrheit erforschen willst, gleich den steten Widersprechern, in einer Unterredung über das Principium und die Wahrheiten, die daraus hergeleitet werden, alles unter einander mischen. Denn dergleichen Leute bekümmern sich hierum nicht. Wenn gleich ihre Weisheit alles untereinander wirft, sie selbst gefallen sich dabey doch. Du aber, Freund! wenn du ein Weltweiser bist, wirst es, denke ich, so machen, wie ich sage.

Du redst die vollkommenste Wahrheit, antworteten Cebes und Simmias zugleich.

Echekrates.

Und beym Jupiter! lieber Phädon! daran thaten sie Recht. Denn mich dünkt, Sokrates hat die Sache so deutlich gemacht, daß auch ein Blödsinniger sie begreifen müßte.

Phädon.

Auch alle Anwesende, mein Echekrates! waren seiner Meynung.

Echekrates.

Kein Wunder! denn auch wir sind es, die wir doch nicht zugegen gewesen, und es nur itzt erst von dir hören. Allein nun denn auch die weitern Gespräche, mein Phädon!

Phädon.

So viel ich mich erinnere, nachdem dieses zugegeben worden, und man darüber einig war, daß es gewisse Gattungen gebe, wozu andere Dinge gehörten, und wovon sie benannt würden; so fragte Sokrates weiter: Wenn nun dem also ist, mein Cebes! und du siehst, daß Simmias größer ist, als Sokrates, kleiner aber, als Phädon; sagst du denn nicht, daß beym Simmias beydes, sowohl Größe als Kleinheit anzutreffen sey?

Freylich!

Gleichwohl behauptest du, daß Simmias größer sey, als Sokrates; aber nicht eigentlich den Worten nach, daß Simmias, in so fern er Simmias ist, größer sey, sondern seiner Größe wegen; und eben so wenig, daß Sokrates, in so ferne er Sokrates ist, kleiner sey, sondern weil sich bey ihm in Vergleichung mit der Größe des Simmias eine Kleinheit findet.

Recht!

So auch nicht, daß Phädon, als Phädon, größer sey, als Simmias; sondern der Grund davon liege in seiner Größe, verglichen mit der Kleinheit des Simmias.

So ist es.

Simmias kann also beziehungsweise groß und auch klein genannt werden; denn er steht zwischen beyden in der Mitte: die Kleinheit des Einen übertrifft er durch seine Größe, und die Größe des Andern erreicht er nicht seiner Kleinheit wegen. Sokrates lachte, als er dieß sagte. Ich rede doch, fuhr er fort, wie mich dünkt, sehr deutlich. Verhält sich denn nun die Sache so, wie ich sage?

Cebes stimmte ein.

Ich frage darum, weil ich wünsche, daß du mit mir einerley Meynung seyst. Wie mich dünkt, wird nicht nur die Größe selbst nie zugleich groß und klein seyn, sondern auch unsere Größe niemals das Kleine annehmen wollen, und eines von beyden; entweder fliehen und sich davon machen, wenn die gegenseitige Bestimmung, das Kleine dazu kömmt, oder auch alsdenn verloren gehen; niemals aber da bleiben, die Kleinheit annehmen, und etwas anders seyn wollen, als was sie vorhin war. Wenn ich z. B. die Bestimmung des Kleinen angenommen, und sie mir zuschreiben laße; so bin ich der Kleine, so lange ich in dem Verhältniß bleibe. Nie aber hat das Große selbst gewagt, klein zu seyn; und nie wird das Kleine in uns groß werden und seyn wollen; noch auch irgend etwas Entgegengesetztes, so lange es das ist, was es war, zugleich das Entgegengesetzte werden und seyn; sondern entweder geht es bey dieser Veränderung davon, oder ganz verloren.

Ich bin vollkommen deiner Meynung, erwiederte Cebes.

Ein anderer aber von der Gesellschaft (wer es war, besinne ich mich nicht,) versetzte hierauf: Ist nicht im Vorigen gerade das Gegentheil behauptet worden, nämlich aus dem Kleinern entstehe das Größe-

Größere, aus dem Größern das Kleinere, und überhaupt aus entgegengesetzten Bestimmungen entgegengesetzte? Nun aber, dünkt mich, sagen wir, dieß könne nicht geschehen.

Sokrates hörte mit näher hinzu gebogenem Haupte aufmerksam zu, und als jener ausgeredet, sprach er: Sehr wohl hast du dich dessen erinnert, Freund! allein du siehst nicht den Unterschied zwischen dem, was itzt, und was damals gesagt worden. Damals sagten wir das Entgegengesetzte entstehe aus dem Entgegengesetzten; itzt aber, daß das Entgegengesetzte niemals sich selbst entgegengesetzt werde, weder das, was in uns, noch das, was in der Natur einander entgegengesetzt ist. Damals, mein Lieber! redten wir von Dingen, bey welchen entgegengesetzte Bestimmungen anzutreffen, und die wir von diesen benennen, itzt reden wir von den entgegengesetzten Bestimmungen, die wir andern Dingen zuschreiben, selbst. Die entgegengesetzte Bestimmungen selbst, sagen wir, nehmen nie einander an. Indem Sokrates dieß sagte, wandte er sich zum Cebes, und fragte: Hat dich auch, lieber Cebes! dieser Einwurf irre gemacht?

Nein! sagte Cebes, ich kann dir das Gegentheil versichern.

Darüber

Darüber wären wir also einig, versetzte Sokrates, daß das Entgegengesetzte nie sich selbst könne entgegengesetzt werden?

Freylich!

Laß sehen also, ob du auch im Folgenden meiner Meynung bist. Hältst du das Warme und das Kalte für etwas?

Allerdings!

Aber auch für einerley mit dem Schnee und dem Feuer?

Beym Jupiter! nein!

Das Warme also für etwas anders, als Feuer, und das Kalte für etwas anders, als Schnee?

Freylich!

Allein zugleich, denke ich, wirst du der Meynung seyn, daß der Schnee, so lange er Schnee bleibt, niemals, wie wir oben sagten, das Warme annehmen, und Schnee und warm zugleich seyn könne, sondern, wenn das Warme dazu kömmt, entweder davon gehe, oder aufhöre zu seyn.

Allerdings!

So auch, daß das Feuer, wenn das Kalte dazu kömmt, entweder sich davon mache, oder seine Wirklichkeit verliere; nie aber, wenn es die Kälte annimmt, das noch sey, was es vorhin war, zugleich Feuer und kalt.

Es ist wahr, was du sagst.

Einige Dinge also, fuhr Sokrates fort, sind von der Beschaffenheit, daß nicht nur die Gattung selbst immerfort ihren Namen behält, sondern auch etwas anders, das zwar jenes nicht ist, das Bild desselben aber immer, so lange es da ist, trägt. Ein Beyspiel wird dieses deutlicher machen. Das Ungleiche müssen wir doch immer ungleich nennen, oder nicht?

Allerdings!

Und dieß nur allein, oder auch etwas anders, das nicht gerade das, was das Ungleiche ist? Muß man nicht auch dieses immer mit dem Namen des Ungleichen belegen, weil es sich nie vom Ungleichen entfernet? z. B. die Zahl Drey u. d. m. Siehe aber itzt nur, wie es sich mit der Zahl Drey verhält. Dünkt dich nicht, dieser komme immer so wohl ihr eigner, als der Name des Ungleichen zu, das doch von der Zahl Drey verschieden ist. Und so verhält es sich mit der Zahl Drey, Fünfe und einer,

jeden

jeden halben Zahl, daß, ob sie gleich nicht eben das sind, was das Ungleiche, jede doch ungleich ist. Im Gegentheil Zwey und Vier und die ganze andere Zahlenordnung, ob sie gleich nicht eben das sind, was das Gleiche, so ist doch immer eine jede von ihnen eine gleiche Zahl. Räumst du mir dieses ein, oder nicht?

O ja! sagte Cebes.

Ueberlege also folgendes, erwiederte Sokrates. Nicht nur das Entgegengesetzte selbst scheint sich nicht mit einander zu vertragen; sondern auch alle Dinge, die zwar einander nicht gerade entgegengesetzt sind, aber doch an einer entgegengesetzten Bestimmung Theil nehmen, können nie den Begriff annehmen, der demjenigen, der sich in ihnen findet, entgegengesetzt ist, sondern müssen, wenn dieser hinzukömmt, entweder ganz aufhören zu seyn, oder sich auch entfernen. Oder wollen wir nicht behaupten, daß die Drey eher untergehen werde und alles erdulden, als eine gleiche Zahl werden?

Allerdings! sagte Cebes.

Gleichwohl ist die gleiche Zahl (*) der Drey nicht entgegengesetzt.

Frey-

(*) Der Context, wie mich dünkt, fordert, statt ἐναντίον γέ ἐστι δυὰς τριάδι, ἐναντίον γέ ἐστιν ἄρτιον τριάδι zu lesen.

Freylich nicht!

Also können sich nicht nur die entgegengesetzten Bestimmungen selbst nie mit einander vereinigen, sondern auch andere Dinge leiden nicht, daß in ihnen entgegengesetzte Bestimmungen zusammenkommen.

Du hast vollkommen Recht.

Verlangst du denn, daß wir itzt, wenn wir können, dieses genauer bestimmen?

Gar sehr.

Es werden also wohl, lieber Cebes! solche entgegengesetzte Bestimmungen seyn, die, wenn sie bey einer Sache sind, dieselbe zwingen, nicht nur den ihr eignen Begriff immer zu behalten, sondern auch keinen, der diesem zuwider ist, annehmen?

Wie sagst du?

Das, was wir schon vorhin sagten. Du weißt nämlich, daß drey Dinge, so lange sie drey bleiben, nothwendig nicht nur drey seyn müssen, sondern auch ungleich.

Freylich!

Wir behaupten also, daß sich nie bey einer Sache der Begriff, der dem Bilde, das sie trägt, entgegengesetzt ist, einfindet.

Freylich! niemals.

Dieses Bild ist bey der Drey die Ungleichheit. Nicht?

Allerdings!

Und ihr entgegengesetzt ist der Begriff des Gleichen?

Richtig!

Niemals also wird sich zu der Drey der Begriff des Gleichen gesellen?

Nein! niemals.

Die Drey hat also am Gleichen keinen Theil?

Allerdings keinen!

Sie ist also immer ungleich?

Freylich!

Und so haben wir das, wovon wir redten, bestimmet, daß Dinge, die einem andern nicht gerade entgegengesetzt sind, dennoch dieß Entgegengesetzte nicht annehmen; so wie die Zahl Drey, die dem Gleichen nicht entgegengesetzt ist, dasselbe gleichwohl nicht annimmt. Denn immer bringt sie etwas Entgegengesetztes zu demselben, so wie die Zahl Zwey zum Ungleichen, das Feuer zum

Kalten,

Kalten, u.s.w. Siehe aber nur, möchtest du dieß nicht also bestimmen, nicht nur das Entgegengesetzte verbinde sich nie mit einander, sondern auch das, was dem, wozu es kömmt, etwas Entgegengesetztes zuführt, nehme nie die entgegengesetzte Bestimmung dessen an, was hinzukömmt? Ich wiederhohle dieses; denn es schadet nicht, etwas öfters zu hören. Fünfe können nie den Begriff des Gleichen annehmen, und das Gedoppelte hiervon, Zehn nie des Ungleichen. Obgleich Zehn diesem nicht entgegengesetzt ist, so wird es doch den Begriff desselben nie annehmen. Und eben so wenig Anderthalb oder andere Zahlen, wobey eine Hälfte oder ein Drittheil befindlich ist, den Begriff des Ganzen. Du begreifst doch, was ich sage, und pflichtest mir bey?

O ja! Beydes vollkommen.

Sage mir aber itzt alles wieder von vorne, und mache es so wie ich; antworte mir nicht eben das, was ich frage, sondern etwas anders. Ich meyne außer der gewissen Antwort eine andere, die auch gewiß ist, und die du aus dem itzt Gesagten erkennst. Wenn du mich z. B. fragst, was im Körper vorhanden sey (*), wenn er warm ist; so gebe ich dir nicht

(*) ᾧ ἂν σώματι τί ἐγγένηται.

nicht die gewisse, aber unnütze Antwort, die Wärme, sondern die vernünftigere, das Feuer. Auf gleiche Weise, wenn du fragst, was ihn krank mache; so sage ich nicht, die Krankheit, sondern das Fieber. Und so auch mit der Zahl, wenn du fragst, wodurch sie ungleich werde, so sage ich nicht, durch die Ungleichheit sondern durch die Einheit, u. s. f. Allein siehe, Freund! ob du auch meine Meynung wohl gefaßt hast.

Sehr wohl.

Sage mir also, was ist im Körper, wenn er lebt?

Die Seele.

Und ist dieß bey allen so?

Wie anders?

Die Seele also, wo sie ist, und wo sie sich einfindet, ist nie ohne Leben?

Allerdings!

Wie aber? ist dem Leben etwas entgegengesetzt?

Freylich ist ihm etwas entgegengesetzt.

Und was denn?

Der Tod.

Nie also wird die Seele das Gegentheil von demjenigen, das sie immer mit sich führt, annehmen; denn dieß folgt aus dem vorhin Eingestandnen.

Und ganz nothwendig, erwiederte Cebes.

Wie nannten wir aber das, was den Begriff des Gleichen nicht annimmt?

Das Ungleiche.

Und wie wollen wir das nennen, was das Gerechte nicht annimmt? und was keine Cultur annimmt?

Dieses das Uncultivirte, jenes das Ungerechte.

Gut! wie nennen wir denn das, was den Tod nicht annimmt?

Das Unsterbliche.

Nicht wahr? die Seele nimmt doch den Tod nicht an?

Nein!

Sie ist also unsterblich?

Freylich!

Wollen wir denn dieß für erwiesen halten, oder nicht?

Für vollkommen erwiesen, liebster Sokrates!

Nun weiter, lieber Cebes! wenn das Ungleiche immer unvergänglich wäre, müßte es alsdenn auch nicht die Drey seyn?

Wie anders?

Und wenn sich dieses auch von dem, was keine Wärme verträgt, behaupten ließe; so müßte, wenn jemand zum Schnee etwas Warmes brächte, der Schnee unverletzt und ohne zu zerschmelzen davon gehen; denn vergehen könnte es nicht, und auch nicht da bleiben, und die Wärme annehmen.

Es ist wahr.

Auf gleiche Weise, wenn auch das, was keine Kälte annimmt, der Vergänglichkeit nicht unterworfen wäre; so müßte das Feuer, wenn etwas Kaltes dazu kömmt, nicht verlöschen oder verschwinden, sondern unverletzt davon gehen.

Nothwendig.

Müßen wir aber dieß nicht auch vom Unsterblichen behaupten? Wenn das Unsterbliche der Zernichtung unfähig ist; so kann auch der Tod unmöglich die Seele zernichten; denn nach dem, was vorhin gesagt worden, kann sie den Tod nicht annehmen, sie kann nicht sterben, so wie es unmöglich ist, daß die Zahl Drey, oder das Ungleiche

gleich, das Feuer oder die Warme, die im Feuer ist, kalt werde.

Allein warum sollte nicht, könnte jemand sagen, das Ungleiche selbst gleich werden können, wenn das Gleiche hinzukömmt? und wenn jenes vergeht, an dessen Statt das Gleiche entstehen? Einen solchen würden wir freylich nicht abstreiten können, daß das Ungleiche nicht sey vernichtet worden; denn das Ungleiche ist nicht unvergänglich. Wäre dieses, so könnte man mit leichter Mühe zeigen, daß bey dem Eintritt des Gleichen das Ungleiche und die Drey davon gehen müßten, und nicht zernichtet werden. Eben dieß ließe sich alsdenn auch vom Feuer, von der Wärme und von allen übrigen Dingen behaupten. Nicht?

Allerdings!

Hat also nur das seine Richtigkeit, daß das Unsterbliche nicht unvergänglich ist; so ist auch die Seele, weil sie unsterblich ist, unvergänglich. Ist aber dieß nicht; so müssen wir noch einen andern Beweis suchen.

Nein! darum nicht; denn was sollte sonst des Untergangs unfähig seyn, wenn es das Unsterbliche und Immerwährende nicht wäre?

Gott

Gott also, sagte Sokrates, das Wesen des Lebens selbst, und wenn sonst noch etwas unsterblich ist, wird nach dem Urtheil aller nie können vernichtet werden.

Beym Jupiter! sprach Cebes, nach dem Urtheil aller, nicht nur der Menschen, sondern noch mehr, glaube ich, der Götter.

Da aber das Unsterbliche unverweslich ist; so muß auch unsere Seele, unsere unsterbliche Seele nicht können vernichtet werden.

Nothwendig!

Beym Tode also stirbt, wie natürlich, das Sterbliche des Menschen, das Unsterbliche bleibt und wird erhalten.

Nicht anders.

Außer allem Streit also, mein Cebes! ist die Seele unsterblich und unvergänglich, und gewiß werden unsre Seelen in der Unterwelt seyn.

Ja, lieber Sokrates! itzt habe ich nichts mehr dawider, und kann dir meinen Beyfall nicht länger versagen. Wenn aber Simmias oder ein anderer noch etwas vorzubringen hat; so thut er wohl, wenn er itzt nicht schweigt. Denn bis auf was für eine Zeit

wollte man es aufschieben, wenn man Lust hat, hierüber etwas zu reden oder zu hören?

Auch ich, versetzte Simmias, gebe dir Beyfall, liebster Sokrates! in allem, was du bisher gesagt hast. Allein indem ich der Wichtigkeit der Sache selbst und der Schwäche des menschlichen Verstandes nachdenke; so werde ich gezwungen, immer noch etwas ungewiß zu bleiben.

Auch hierinne lobe ich dich, mein lieber Simmias! Wenn diese einmal angenommene Wahrheiten auch unsrer Meynung nach allen Glauben verdienen; so kann man sie doch immer noch genauer untersuchen. Habt ihr sie aber auch hinlänglich untersucht; so müßt ihr euch auch davon überzeugen lassen, in so weit es bey einem Menschen möglich, und nicht wieder etwas Neues suchen.

Das müssen wir freylich, erwiederte Simmias.

Ist also die Seele unsterblich, o meine Freunde! so hat man wohl zu bedenken, daß diese Seele alle unsere Sorgfalt erfordert, nicht nur des gegenwärtigen, sondern des ganzen Lebens halber; und wie gefährlich es sey dieselbe zu vernachläßigen. Denn

wäre

wäre der Tod eine gänzliche Zernichtung; so wäre er ein Gewinn für die Gottlosen, die dadurch so wohl ihrer Seele als ihres Körpers und ihrer Bosheit los würden. Nun aber da die Seele unsterblich ist, kann sie durch nichts anders allen Uebeln entfliehen, und glücklich werden, als durch ihre Güte und Klugheit. Denn nichts anders nimmt die Seele mit sich in die Unterwelt, als den Unterricht und die Erziehung, die sie auf der Erde genoßen. Und man sagt, daß diese gleich Anfangs dem Sterbenden, wenn er diesen Weg antritt, entweder großen Nutzen oder großen Schaden bringen. Einen jeden sagt man bringe sein Dämon, so wie er ihn lebend gefunden (*), dahin, wo die Abgeschiedenen sich versammlen, und nachdem das Urtheil über sie gesprochen worden, ihre Reise in die Unterwelt antreten, mit jenem Führer, der dazu bestellt ist, sie dahin zu bringen. Hier erdulden sie die ihnen zuerkannte Strafe, und bleiben hier die ihnen bestimmte Zeit, bis sie endlich wieder nach

(*) Anstatt δαίμων, ὅσπερ ζῶντα εἰλήχει, οὗτος ἄγειν ἐπιχειρεῖ, lese ich: δαίμων, ὥσπερ ζῶντα εἰλήχει, οὕτως ἄγειν ἐπιχειρεῖ. Ὥσπερ finde ich auch in der frankfurtischen Ausgabe von 1602.

sehr langer Zeit ein anderer Führer zurück bringt. Doch dieser Weg ist kein solcher, als ihn Telephus beym Aeschylus beschreibt. Denn dieser sagt, ein gerader Weg führe in die Unterwelt; allein mir scheint er weder ein gerader Weg noch ein einziger zu seyn; denn wozu die Führer, wenn nur ein Weg wäre, und niemand sich verirren könnte? Vielmehr muß derselbe viele Krümmen und Abwege haben. Dieses habe ich auch aus Opfern und andern heiligen Gebräuchen erkannt. Die ordentliche und vernünftige Seele also folgt willig ihrem Führer, und weiß, was ihr bevorsteht. Die aber den Begierden des Körpers nachgehangen, wird, wie ich vorhin sagte, nachdem sie sich lange geängstigt, widersetzt, und vieles darüber erduldet hat, endlich mit Gewalt und mit Mühe von dem Dämon, dem dieß Geschäfte aufgetragen ist, hinweggeführt und in die Wohnung der abgeschiedenen Seelen gebracht. Hier flieht alsdenn alles die unreine Seele, die sich mit ungerechtem Morde befleckt oder andere dergleichen Bosheiten verübt hat; niemand will ihr Gefährte oder Führer seyn. Daher sie selbst alsdenn in der größten Verlegenheit herumschwärmt, bis nach dem Verlauf gewisser Zeiten, sie gezwungen wird, sich in die Wohnung zu begeben, die sich für sie schickt. Eine Seele aber, die sich rein erhalten und ordentlich gelebt hat, bekömmt Götter zu Gefährten und Führern,

rern, und erlangt die Wohnung, die ihr gehört. Denn es giebt viel sonderbare Gegenden auf der Erde, und sie ist, wie ich von guter Hand weiß, weder von der Beschaffenheit, noch so groß, als die von der Erde zu reden pflegen, meynen.

Wie denn so, mein Sokrates? versetzte Simmias. Ich habe viel von der Erde reden hören, allein das doch nicht, was man dir berichtet hat. Dieß möchte ich gerne hören.

Dir hiervon eine Beschreibung zu machen Simmias! wäre eben keine Kunst des Glaukus(*); allein die Wahrheit davon zu erweisen würde, meiner Meynung nach, die Kunst des Glaukus weit übertreffen. Vielleicht wäre auch ich nicht im Stande es zu thun, und wenn ichs wäre, Simmias! so glaube ich, die Ausführung würde mehr Zeit erfordern, als ich noch zu leben habe. Doch dieß hindert nicht, dir von der Erde, so wie sie mir beschrieben worden, und von den verschiedenen Gegenden derselben einen Begriff zu machen.

(*) Γλαυκȣ τεχνη sagen die Griechen, nach dem Zeugniß des Suidas, von denen, die etwas geschwinde zu Stande bringen. Das Sprichwort soll von einem Glaukus von Samos, der die Kunst Metalle zu löten erfunden, entstanden seyn.

Auch dieses, erwiederte Simmias, ist hinlänglich.

Vors erste also hat man mir gesagt, die Erde sey in der Mitte gelegen, und mit dem Himmel umgeben, und es brauche nichts, weder der Luft, noch sonst irgend etwas, sie zu unterstützen; die Gleichheit des Himmels auf allen Seiten, und das Gleichgewicht der Erde selbst sey hinlänglich sie zu halten. Denn eine Sache, die im Gleichgewicht und in der Mitte eines Gleichen steht, kann sich weder auf die eine, noch auf die andere Seite neigen; vielmehr bleibt sie immer in demselben Verhältniß und unbewegt. Dieß ist also das Erste, was man mir berichtet hat.

Und daran hatte man nicht Unrecht, sprach Simmias.

Diese Erde, sagte man mir ferner, sey außerordentlich groß, und wir bewohnten, gleich den Ameisen, die an einem Sumpfe, oder den Fröschen, die am Meere wohnen, nur einen sehr kleinen Theil, vom Phasis bis an die Säulen des Herkules. Es würden aber auch viele andere Gegenden der Erde von andern Menschen bewohnt. Denn überall auf der Erde gebe es Hölen, die an Gestalt und Größe einander ungleich wären, in welche Wasser, Nebel und Luft zusammenflößen. Die

Erde selbst aber sey rein, und vom reinen Sternhimmel, den viele, die hiermit umgehen, den Aether nennen, umgeben, wovon jenes die Hefen wären, die immer in die Hölen der Erde sich sammleten. Wir aber wüßten nicht daß wir in diesen Hölen wohnten, sondern glaubten, oben auf der Erde zu wohnen, als ob jemand, der mitten in der Tiefe der See wohnte, glaubte über dem Wasser zu wohnen, und indem er durchs Wasser die Sonne und die übrigen Sterne erblickte, das Wasser für den Himmel hielte, weil seine Schwere und Schwäche ihm nie erlaubt, sich über das Wasser zu erheben und zu sehen, daß alles über dem Wasser viel reiner und schöner sey, als unter demselben, noch er es auch von einem andern, der es gesehen, gehört hätte. So erlaube auch uns unsre Schwäche und Schwere nicht, bis an die obere Luft hinauf zu steigen. Wäre dieß möglich, und könnte jemand Flügel nehmen und bis dahin auffliegen; so würde er, wie die Fische, die aus dem Wasser in die Höhe kommen, was dort oben ist, erblicken. Wäre er alsdenn im Stande, alles zu beschauen, so würde er erkennen, daß dort der wahre Himmel, das wahre Licht und die wahre Erde sey, diese Erde aber und die Steine und alles hienieden angefressen und verderbt, so wie das, was im Meere ist, vom Salze. Denn im Meere ist nichts Vortreffliches, und mit einem Worte

nichts Vollkommenes. In demselben giebt es nichts, als Tiefen, Sand, eine unglaubliche Menge Schlamm und Koth, und mit dem was wir bey uns für schön halten, ist in demselben nichts zu vergleichen. Allein noch weit über unsere Schönheiten sind, wie man sagt, jene. Es verlohnt sich der Mühe von der Beschaffenheit der Dinge auf dieser Erde unter dem Himmel etwas zu hören. Darf ich dir wohl hiervon ein artiges Mährchen erzählen, Simmias?

Sehr gerne, versetzte dieser, möchten wir dieß hören, liebster Sokrates!

Die Erde also, liebster Freund! soll, wenn man sie von oben her ansieht, das Ansehen der aus zwölf Fellen zusammengesetzten Bälle haben, so bunt und vielfärbig, und die Farben, deren sich bey uns die Mahler bedienen, sollen hiervon gleichsam die Proben seyn. Dort aber besteht die ganze Erde aus solchen Farben, die weit glänzender und reiner sind, als die unsrigen. Der eine Strich ist purpurfärbig und wunderschön, ein anderer goldfärbig, noch ein anderer weiß und weißer, als Gyps oder Schnee, und so noch andere immer von andern Farben, und dieser mehrere und schönere, als die wir kennen. Selbst die Hölen, die mit Wasser und Luft angefüllt sind, haben eine Farbe, die unter den übrigen vorzüglich glänzt. Auf dieser Erde wachsen nach

Pro-

Proportion auch schönere Bäume, Blumen und Früchte. So haben auch die Berge und die Steine auf dieser Erde eine größere Vollkommenheit, und diese sind durchsichtiger und schöner von Farben. Stücken hiervon sind die Edelgesteine, die bey uns einen so hohen Werth haben, dort aber ist kein andrer Stein, und alle sind noch schöner, als unsre. Die Ursache hiervon soll seyn, daß diese Steine rein sind, und nicht, wie die unsrigen, von Fäulniß und Salz angefressen und verderbt, wovon alles hienieden, die Steine und die Erde und alle lebende Geschöpfe und die Pflanzen angesteckt und gleichsam krank werden. Die Erde selbst aber prangt mit diesem Allen, nnd außerdem mit Gold und Silber und andern dergleichen Kostbarkeiten. Diese sind dort alle in dem größten Glanze, sehr häufig, groß und überall auf der Erde, so daß sie selbst den Glückseligen, die sie betrachten, der schönste Anblick ist. Auf derselben giebt es auch viel Thiere und Menschen, wovon einige mitten im Lande, andere an der Luft, so wie wir am Wasser, wohnen, noch andere auf Inseln, die nicht weit vom festen Lande gelegen und mit Luft umgeben sind. Denn mit einem Worte, was bey uns das Wasser und das Meer, das ist dort die Luft, und was bey uns die Luft, dort der Aether. Die Jahrszeiten sind bey ihnen so gemäßigt, daß sie ohne Krankheiten, und viel länger, als wir hienieden,

den, leben. Sie sind uns auch am Gesicht, am Gehör, an der Vernunft und an allem Uebrigen weit überlegen, so weit, als die Luft das Waßer, und der Aether die Luft an Reinigkeit. Dort sind Tempel und Hayne, in welchen wahrhaftig Götter wohnen, und Antworten ertheilen, künftige Dinge vorhersagen, und auf andere Weise sich den Menschen zu erkennen geben und mittheilen. Die Sonne, den Mond und die übrigen Sterne sehen diese Menschen in ihrer wahren Gestalt, und alle übrige Glückseligkeit derselben ist diesem angemeßen. Die ganze Erde soll also, wie ich gesagt habe, beschaffen seyn, und alles auf der Erde. Ueberall giebt es Höhlen, wovon einige tiefer sind und weiter offen stehen, als die, welche wir bewohnen; andere sind tiefer, haben aber einen engern Schlund; und noch andere sind weder so tief, noch so breit, als unsere Erde. Alle diese sollen unter der Erde in eiuander gehen, oft durch engere, oft durch breitere Gänge, nud Abflüße haben, durch welche das Wasser aus der einen Höhle in die andere fließt, und sich in dieselben, wie in Becher, sammlet. Daher giebt es unter der Erde immerfließende Ströme von unglaublicher Größe, und so wohl warme, als kalte Wasser; auch viel Feuer und große Ströme von Feuer; hingegen auch viele mit Schlamm angefüllt, und einige klarer, andere kothigter, so wie in Sicilien die Flüße, die aus dem schlammigten

Stro=

LBC

Strome ausfließen, und der schlammigte Strom selbst. Alle Gegenden, wodurch dieselben fließen, werden hiermit angefüllt, und alles Wasser bewegt sich immerfort auf und nieder, als ob ein hängendes Gefäß in der Erde wäre. Denn ein solches Gefäß ist gleichsam ihrer Natur nach Eine unterirdische Höle, die von allen die gröste ist, und sich durch die ganze Erde erstreckt. Dieß sagt uns schon Homer, wenn er spricht:

Tief hinab, wo unter der Erde der weiteste
Schlund ist.

Und diesen nennt er selbst so wohl auch anderswo, als andere Dichter den Tartarus. In diesen kommen alle Ströme zusammen, und gehen auch aus demselben wieder aus, und alle sind der Erde gleich, durch welche sie fließen. Die Ursache aber, warum alles Wasser aus dieser Höle ausfließt, und sich wieder in dieselbe ergießt, ist diese, daß es keinen Grund und keine Festigkeit hat. Darum erhebt es sich, und wird immerfort auf und nieder getrieben, und eben dieß thut auch die Luft und der Wind. Denn dieser folgt dem Wasser, so wohl, wenn er über jene, als wenn er über unsre Erde weht. Und so wie, die da Athen hohlen, die Luft von sich blasen und wieder an sich ziehen; so erregt auch dort die Luft, die sich mit dem Flüßigen erhebt, heftige Winde sowohl, wenn sie aus einer Höle kommt, als wenn sie in eine geht. Daher wenn das Wasser

in

in die Tiefe getrieben wird; so ergießt es sich in die Ströme, die durch die Erde fließen, und füllt dieselben an, so wie diejenigen, die Wasser schöpfen. Wenn es aber diese Gegenden wieder verläßt, und hervorbricht; so füllt es auch jene wieder an. Alsdenn ergießt es sich in Canälen über die Erde, und wenn alles Wasser dahin gelangt ist, wo jedes (*) seinen Lauf weiter fortsetzt; so entstehen daraus Meere, Seen, Flüße und Quellen. Diese gehen denn wieder unter die Erde, und stürzen sich, einige, nachdem sie viele und große Länder, andere, wenn sie kleinere Striche Landes durchwandert, abermals in den Tartarus, und alle tiefer, als sie ausgeflossen, einige mehr, andere weniger. Einige kommen von derselben Seite, wo sie ausfloßen, zurück, andere von der entgegengesetzten. Es giebt auch welche, die immer im Kreise herumlaufen, und sich, wie Schlangen, ein oder mehrere Male um die Erde herumwinden, und alsdenn wieder, so weit es möglich ist, in die Tiefe hinabstürzen. Möglich ist es ihnen aber nur bis in die Mitte (**); denn sonst würden sie bergan fließen müssen.

Unter vielen andern giebt es vier große Gewässer, wovon das größeste und äußerste, das rings um die

(*) ἕκαστα.

(**) δυνατὸν δ᾽ ἐστὶν mit Weglassung des ἢ.

die Erde fließt, der Ocean ist. Diesem gegenüber und entgegengesetzt ist der Acheron, der unter der Erde durch verschiedne wüste Gegenden fließt, und sich endlich in den Acherusischen See ergießt. Auf diesem versammlen sich die Seelen des großen Haufens, und bleiben auf demselben die bestimmte, einige eine längere, andere eine kürzere Zeit, worauf sie denn wieder zur Erzeugung anderer Thiere hervorkommen. Der dritte Fluß entspringt in der Mitte von diesen beyden, und nicht weit von seinem Ursprung ergießt er sich in ein großes Land, das von vielem Feuer glüht, und macht einen See, der größer, als unser Weltmeer, voll Koth und immer stürmisch ist. So fließt er auch immer trübe und kothig fort bis an den Acherusischen See, vermischt sich aber nicht mit demselben, und nachdem er sich oft unter der Erde herumgedreht, stürzt er sich unter den Tartarus. Dieß ist der See, den man den Pyriphlegethon nennet (*). Auch die Ströme, die sich von demselben abreißen, fließen stürmisch fort, wohin sie ihren Weg nehmen. Ihm gegenüber entspringt, wie man sagt, der vierte Strom in einer wilden und rauhen Gegend, die ganz die Farbe des Sapphirs hat. Diesen nennt man

(*) ὃν ἐπονομάζουσι mit Weglassung des ἔτι, das auch Ficinus nicht gelesen.

man den stygischen, und den See, den er macht, Styx. Wenn er sich in diesen ergoßen, stürzt er sich mit vieler Gewalt unter die Erde, und kömmt, indem er sich herumwendet, dem Pyriphlegethon gegen über wieder hervor, und begegnet auf der entgegengesetzten Seite dem Acherusischen See. Auch dieser vermischt sich mit keinem andern, sondern ergießt sich, nachdem er im Kreise herumgeflossen, dem Pyriphlegethon gegenüber in den Tartarus. Cocytus nennen ihn die Dichter.

Wenn nun die Abgeschiedenen dahin gelangen, wohin jeden ein Dämon bringt, so werden sie vors erste gerichtet, und die gut und den göttlichen und menschlichen Gesetzen gemäß gelebt haben, von den Gottlosen geschieden; die am mindesten strafbar sind, schiffen auf dem Acheron, wo sie Fahrzeuge antreffen, in den Acherusischen See. Auf demselben wohnen sie, werden gereinigt, leiden für ihre begangnen Ungerechtigkeiten Strafe, und werden wieder davon befreyt, bekommen aber auch für ihre guten Handlungen die verdienten Belohnungen. Die aber wegen der Größe ihrer Uebelthaten unheilbar scheinen, weil sie entweder oft vielen und großen Kirchenraub, oder ungerechten Mord, oder andere dergleichen Schandthaten begangen, diese sturzet ihr verdientes Schicksal in den Tartarus, aus welchem sie nie wieder hervorkommen. Die

zwar

zwar heilbare, aber doch große Verbrechen begangen, die z. B. im Zorn an Vater oder Mutter eine Gewaltthätigkeit verübt, oder sonst einen Mord begangen, und nachgehends es wieder bereut haben, diese kommen zwar in den Tartarus; wenn sie aber ein Jahr in demselben gewesen, wirft sie die Fluth wieder heraus, die Mörder der Cocytus, und die an Vater oder Mutter eine Gewaltthätigkeit verübt, der Pyriphlegethon. Wenn diese nun auf dem Cocytus oder Pyriphlegethon dem Acherusischen See nahe kommen, so rufen sie diejenigen, die sie getödtet, oder denen sie eine Beleidigung angethan haben, mit lauter Stimme, und bitten sie demüthig, sie in den Acherusischen See aufzunehmen. Wenn denn diese sich erbitten lassen, so werden sie von ihrer Quaal befreyt; wo nicht, so werden sie wieder in den Tartarus getrieben, und nicht eher aus demselben befreyt, als es diejenigen, denen sie eine Beleidigung angethan, erlauben. Die sich nun aber vorzüglich bestrebt, ein heiliges Leben zu führen, werden nicht in diese Wohnungen, wie in Gefängniße, unter der Erde eingeschlossen, und bekommen eine weit bessere und reinere Wohnung über der Erde. Von diesen leben diejenigen, die durch die Weltweisheit vollkommen gereinigt sind, alle künftige Zeit außer dem Körper, und erlangen noch bessere Wohnungen, als diese

sind. Doch hiervon eine Beschreibung zu machen, ist einmal gar nichts Leichtes, und ich habe auch nicht mehr die Zeit dazu. Allein um deswillen, was bisher gesagt worden, lieber Simmias! müssen wir keine Mühe sparen, um in diesem Leben zum Besitz von Tugend und Klugheit zu gelangen. Denn die Belohnung ist schön, und die Hoffnung vortrefflich. Zwar alles, was ich euch von den Wohnungen der abgeschiednen Seelen gesagt habe, mit Gewißheit behaupten wollen, steht einem weisen Manne nicht an. Allein daß entweder eben dieses oder doch dergleichen etwas wahr sey, dieß, dünkt mich, zu behaupten schickt sich wohl für einen weisen Mann, wenigstens lohnt es sich der Mühe, gleichsam einen Versuch zu machen, als ob es wahr sey; denn der Versuch ist lobenswürdig, und man muß sich von der Wahrheit zu überzeugen suchen. Darum habe ich mich auch bey der Erzählung dieser Sage so lange aufgehalten. Ein Mann also, der in diesem Leben alle körperliche Wollüste und allen Schmuck des Leibes als für ihn nicht gehörig verworfen, und vielmehr andern Beschäftigungen sich unterzogen, der nur seine Känntniße zu vermehren und seinen Geist zu bilden gesucht hat, nicht mit geborgtem, sondern mit dem ihm eignen Schmucke, mit Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Freyheit und Wahrheit, erwartet diese Reise in die Unterwelt

welt so, daß er bereit ist, den Weg anzutreten, wenn das Schicksal ihn ruft. Ihr, sagte er, Simmias und Cebes! und ihr übrigen Freunde! werdet dahin reisen, ein jeder zu seiner Zeit. Mich ruft itzt schon, (so würde man etwa in einer Tragödie sprechen,) das Schicksal, und es ist Zeit, dünkt mich, daß ich ins Bad gehe; denn es ist besser, denke ich, nach dem Bade erst den Gift zu trinken, damit ich den Weibern die Mühe erspare, den Leichnam zu waschen.

Als Sokrates dieß gesagt hatte, versetzte Kriton: Gut! lieber Sokrates! Was hast du aber diesen deinen Freunden oder mir zu hinterlassen, das deine Kinder oder sonst eine Angelegenheit betrifft? womit können wir dir besonders zu Gefallen leben? — Wenn ihr das thut, mein Kriton! sprach er, was ich euch immer empfohlen habe. Neues habe ich nichts mehr hinzuzuthun. Wenn ihr für euch selbst sorgt, so werdet ihr mir und den Meinigen und euch selbst in Allem zu gefallen leben, und wenn ihr es auch nicht versprechet; sorget ihr aber für euch selbst nicht, und wollt nicht, als ob ihr einer Spur folgtet, dem, was ich euch itzt und vormals gesagt habe, nachleben; so wird es euch nichts helfen, wenn ihr auch noch so viel zusaget. — Wir wollen allen

Fleiß anwenden, versetzte Kriton, um also zu leben. Wie sollen wir dich aber beerdigen? — Wie ihr wollt, sprach er, wenn ihr mich anders habt, und ich euch nicht entwische. Zu gleicher Zeit blickte er uns lächelnd an, und sagte: Den Kriton, Freunde! kann ich doch nicht bereden, daß Ich der Sokrates sey, der itzt mit euch redet, und euch bisher unterhalten hat. Er glaubt, Ich sey derjenige, den er bald nachher todt sehen wird, und fragt, wie er mich begraben soll. Worüber ich schon so lange rede, um zu beweisen, daß, wenn ich den Gift werde getrunken haben, ich nicht mehr bey euch bleiben und hinüber in die Wohnungen der Seligen gehen werde, das hält er, wie mich dünkt, für eine Erdichtung, womit ich nur euch und mich habe trösten wollen. Seyd nun beym Kriton gut für mich, und verbürgt bey ihm das Gegentheil dessen, was er bey den Richtern für mich verbürgt hat. Er ist für mich gut gewesen, daß ich nicht davon gehen würde; ihr aber müßt ihm dafür stehen, daß ich nach meinem Tode nicht hier bleiben und mich davon machen werde, damit er sich zufrieden gebe, und sich nicht so sehr betrübe, wenn er meinen Körper verbrennen oder begraben sieht, als ob mir ein Unglück wiederführe. Er spreche auch bey meiner Beerdigung nicht: itzt stellt man den Sokrates zur Schau aus, itzt trägt

man

man ihn weg, itzt begräbt man ihn. Denn du mußt wissen, sprach er, bester Kriton! hiervon unbestimmt reden, ist nicht nur an sich unrecht, sondern auch eine Beleidigung für den abgeschiedenen Geist. Sey vielmehr gutes Muths, und sprich, mein Leichnam werde beerdigt. Im übrigen magst du ihn beerdigen, wie du willst, und wie du glaubst, daß es den Gesetzen am gemäßesten sey.

Als Sokrates dieß gesagt, stand er auf, und gieng in ein Gemach, um sich zu waschen. Kriton folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben also, und unterhielten uns eines Theils mit dem, was wir gehört hatten, und untersuchten es noch weiter; andern Theils beschäftigten wir uns mit der Betrachtung des Unglücks, das uns bevorstund. Denn es dünkte uns nicht anders, als wenn wir einen Vater verlören, und von nun als Waisen in der Welt leben sollten. Als er sich gewaschen hatte, brachte man ihm seine Kinder (es waren ihrer zwey kleine Söhne, und ein erwachsener); und seine Hausweiber traten herein. Mit diesen unterredete er sich in Gegenwart des Kriton, und sagte ihnen, was er zu sagen hatte, ließ hierauf die Weiber und Kinder weggehen, und kam wieder zu uns. Es war kurz vor Sonnen

Untergang; denn er hatte sich in dem Gemache etwas lange verweilet. Er setzte sich nieder; es ward aber nicht viel mehr geredet; denn bald darauf kam der Trabante der Eilfmänner. O Sokrates! sprach er, und stellte sich neben ihm, an dir werde ich das nicht gewahr, was ich an andern wahrnehme. Denn diese pflegen böse zu werden, und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Archonten ankündige, daß es Zeit sey, den Gift zu trinken. Du aber schienest mir schon sonst, und vornehmlich itzt (*) scheinest du mir der rechtschaffenste, der gelaßenste und der beste Mann zu seyn von allen, die jemals diesen Ort betreten. Ich weiß auch gewiß, du bist itzt mir nicht böse, sondern denen, (denn du kennst sie,) die Schuld daran sind. Nun also (denn du weißt wohl, was für eine Botschaft ich dir bringe,) lebe wohl, und erdulde mit Gedult, was nicht zu ändern ist. Hierbey weinte er, kehrte sich um, und gieng auf die Seite. Sokrates sahe ihn an: Lebe auch du wohl, sprach er, wir wollen thun, was du verlangst. Und zu uns sagte er: Was das für ein artiger Mann ist! er hat mich

(*) σὲ δ' ἐγὼ καὶ ἄλλως ἔγνωκα, καὶ ἐν τούτῳ τῷ χρόνῳ.

mich die ganze Zeit über oft besucht, und sich einige Male mit mir unterredet. Es ist der bravste Mann von der Welt: wie ehrlich er itzt um mich weinet! Wohlan denn, Kriton! wir müssen ihm gehorchen; es muß mir jemand den Gift herbringen, wenn er fertig ist; wo nicht, so muß ihn der Mann zu rechte machen.

Allein die Sonne, glaube ich, mein Sokrates! versetzte Kriton, ist noch über den Bergen, und noch nicht untergegangen. Ich weiß, daß andere erst lange nach der Ankündigung den Gift zu trinken pflegen. Einige pflegen vorher noch gut zu essen und zu trinken, auch wohl gar der Liebe zu pflegen. Du hast nicht zu eilen; denn es ist noch Zeit. — Die thun wohl daran, Kriton! erwiederte Sokrates, die so denken(*); denn sie glauben etwas dadurch zu gewinnen; ich aber thue wohl, wenn ich es nicht thue; denn ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich den Gift ein wenig später trinke, als daß ich mir selbst lächerlich vorkommen würde, wenn ich itzt mit dem Leben geizte und kargte, da ich keine Zeit mehr zu leben übrig habe. Geh also, lieber Kriton! und thue mir meinen Willen.

Hierauf

(*) ὃυς σὺ λέγεις.

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der ihm nahe stand. Der Knabe gieng heraus, und nach einiger Zeit kam er wieder, und brachte den Mann, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen. Sokrates sahe ihn kommen; Gut! sagte er, lieber Mann! was habe ich denn hierbey zu thun? du wirst es wissen. Nichts anders, erwiederte er, als nach dem Trinken mußt du auf und nieder gehen, bis dir die Beine schwer werden; alsdenn kannst du dich niederlegen. Hiermit reichte er dem Sokrates den Becher. Er nahm ihn, lieber Echekrates! mit solcher Gelassenheit, ohne Zittern, ohne im geringsten die Farbe oder nur die Mine zu verändern, und sah den Mann mit seinen weit offenen Augen an. Was meynst du? sprach er, darf man von diesem Tranke einige Tropfen einem Gotte zu Ehren verschütten, oder nicht? Wir bereiten immer nur so viel, versetzte dieser, als nöthig ist. So mag es bleiben, erwiederte Sokrates; aber ein Gebet kann und muß ich doch an die Götter richten, daß sie mir eine glückliche Reise verleihen. Darum bitte ich, und, o ihr Götter! laßt es geschehen! Mit diesen Worten setzte er den Becher an, und leerte ihn sehr hurtig aus.

Bisher hatten die meisten sich noch der Thränen enthalten; als wir ihn aber trinken sahen, und er den Becher geleert hatte, da war es nicht länger möglich. Mir selbst, da ich mir Gewalt anthat, nicht zu weinen, tröpfelten die Thränen nicht, sondern floßen, wie in Strömen, herunter, und ich mußte mich in meinen Mantel hüllen, um ungestört weinen zu können, nicht über ihn, sondern über mich, daß ich das Unglück hatte, einen solchen Freund zu verlieren. Kriton war schon früher als ich, da er sich der Thränen nicht länger enthalten konnte, aufgestanden, und irrte im Gefängniße umher. Apollodor, der fast den ganzen Tag über geweint hatte, fieng itzt an, überlaut zu heulen und zu jammern, und machte alle mit weinen, nur den Sokrates nicht. O beste Freunde! sprach er, was macht ihr? Ich habe ja fast darum nur die Weiber weggeschickt, damit sie hier nicht klagen möchten; denn ich habe mir sagen lassen, man müsse unter guten Wünschen den Geist aufgeben. Seyd doch ruhig, und fasset Muth. Wir schämten uns, als wir dieß hörten, und hörten auf zu weinen. Sokrates gieng indessen auf und nieder, bis ihm die Beine schwer wurden, und legte sich so dann auf den Rücken, wie ihm der Sclave gerathen hatte. Bald darauf betastete dieser, der ihm den Gift gereicht, nnd besah

seine Füße und Beine. Er drückte ihm den Fuß, und fragte, ob er es fühlte. Sokrates sagte, nein! Darauf den Schenkel, und als er wieder los ließ, gab er uns zu verstehen, daß er kalt und steif sey. Er betastete ihn noch einmal, und sprach: So bald es ihm ans Herz kommt, wird er verscheiden. Denn schon fieng ihm der Unterleib an kalt zu werden. Er selbst deckte sich itzt auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und sagte (dieß waren seine letzten Worte): Kriton! dem Aesculap sind wir einen Hahn schuldig; den bringt ihm, und vergeßt es mir nicht. Es soll geschehen, sagte Kriton. O hast du uns auch noch sonst etwas zu sagen? Sokrates antwortete nicht mehr. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Hierauf deckte ihn der Sclave vollends auf, und seine Blicke blieben starr. Als Kriton es sah, drückte er ihm den Mund und die Augen zu.

Dieß war das Ende, o Echekrates! unsers Freundes, und wie wir behaupten möchten, des besten, des weisesten, des rechtschaffensten Mannes von allen, die wir gekannt haben.

LB Coburg

Druckfehler.

Seite 7. Zeile 2. zu Ende, lies zum Ende.

S. 13. in der Note, ἀνδώπῳ, lies ἀνθρώπῳ, und statt οἷς δὲ, οἱς δὲ.

S. 18. Z. 14. erstlich, lies ernstlich.

S. 19. in der vorletzten Zeile, er, lies es.

S. 35. Z. 15. es ist, lies ist es.

S. 38. Z. 2. entgegengesetzte, lies entgegengesetzten.

S. 39. in der Note, in Phädon, lies im Phädon.

S. 42. Z. 16. ist, lies sey.

S. 43. Z. 3. frägt, lies fragt

S. 44. Z. 21. den Cebes, lies des Cebes.

S. 84. Z 3. fehlt zu den Worten, mein Beweis gienge also zu Grunde, die Note: Statt μὴ διαφύγοι lese ich mit dem Ficinus μέ διαφύγοι.

S. 94. Z. 9. nach den Worten, nach einer richtigen Voraussetzung angenommen, ist eine Stelle, womit ich nicht auszukommen weiß, unübersetzt geblieben.

S. 96. Z. 15. in extensiven, im extensiven.

S. 100. Z. 8. beherrschte, lies beherrsche.

S. 110. Z. 18. diesen, lies diese.

S. 120. Z. 19. entgegengesetzte, lies entgegengesetzten.

S. 129. Z. 9. könnte es nicht, lies könnte er nicht.

S. 130. Z. 18. nicht unvergänglich, lies unvergänglich.

S. 136. Z. 15. nach hatte man ist wohl hinzuzusetzen.

S. 141. Z. 24. Athen, lies Athem.

LB Coburg

Druckfehler.

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. [illegible]

S. 141. Z. 4. Sabat, [illegible]

---

15. 4. 77

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Plato,

Phädon

Lübeck 1769

Coburg, Landesbibliothek -- A II 10/36
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11912669-7